Die freien Schützen.

Erster Band.

Die freien Schützen.

Von

Gustav Aimard.



Deutsch

von

W. E. Drugulin.

Erster Band.

Leipzig, 1862.

Verlag von Christian Ernst Kollmann.





Erstes Kapitel.

Fray Antonio.

Alle Waldläufer haben die Erfahrung gemacht, daß die ungeheuren Urwälder, welche noch eine bedeutende Strecke des Bodens der neuen Welt bedecken, jedem der es wagt die geheimnißvollen, grünen Hallen zu betreten, welche die Hand der Menschen noch nicht entstellt hat und welche unverkennbare Zeugnisse der gewaltigen Hand des Schöpfers sind, fast unüberwindliche Schwierigkeiten bieten, die allmählich mehr und mehr abnehmen und endlich fast ganz verschwinden, als ob die Natur das heilige Dunkel der hundertjährigen Stämme, unter deren Schutze sie ihre geheimsten Kräfte entfaltet, durch einen Gürtel von Dornen und Gestrüpp habe schützen wollen.

Während unseren vielfachen Wanderungen durch die amerikanischen Einöden sind wir häufig in den Fall gekommen, die Richtigkeit obiger Bemerkung bestätigt zu finden. Wir haben in dem sonderbaren Umstande, daß die Wälder gewissermaßen mit einem Walle in einander verschlungener Schmarotzerpflanzen umgeben

sind, welche ihre Ranken mit unglaublicher Ueppigkeit nach allen Richtungen ausbreiten, ein Naturgeheimniß zu erkennen geglaubt, dessen Ergründung in mancher Beziehung interessant, besonders aber ein Gewinn für die Wissenschaft sein müßte.

Es scheint uns unzweifelhaft erwiesen zu sein, daß der ungehinderte Zutritt der Luft die Vegetation befördert.

Die Luft, welche eine weite mit hohen Bäumen bewachsene Fläche bestreicht, dringt vermöge der verschiedenen, atmosphärischen Strömungen in das Dickicht ein und gewährt dadurch den Keimen der Schmarotzerpflanzen, die sie vorfindet, neue Nahrung. In einer gewissen Tiefe aber wird die Luft weniger oft erneuert, enthält folglich nicht den nöthigen Gehalt an Kohlensäure, um die vorhandenen Keime zu beleben, welche in Ermangelung jenes Lebenselementes allmählich verkümmern und schließlich eingehen.

Dieses Naturgesetz findet sich ferner an solchen Stellen bestätigt, wo eine heftigere Luftströmung im Allgemeinen vorhanden ist, wie z. B. ein Flußbett oder eine von Anhöhen eingeschlossene Schlucht, deren Oeffnung dem herrschenden Winde Eintritt gestattet und wo man stets eine kräftigere Vegetation vorfindet, als in der flachen Ebene.

Es ist mehr als wahrscheinlich, daß Fray Antonio keine der obigen Betrachtungen anstellte, während er verstohlen und geräuschlos zwischen den Bäumen hin-

durch schlüpfte und den Mann, der ihm wahrscheinlich das Leben gerettet hatte, der Schaar von Rothhäuten überließ, die ihn überfallen hatten, und deren er sich wahrscheinlich nur mit großer Mühe erwehren konnte.

Fray Antonio war zwar kein Feigling; im Gegentheile hatte er in mancher bedenklichen Lage wahren Muth bewiesen. Er war aber ein Mann, welchem das Leben große Vortheile und unendlichen Genuß gewährte. Das Dasein erschien ihm als ein unschätzbares Gut und er war nach Kräften bemüht, dasselbe so heiter und sorglos als möglich zu genießen. Aus dem Triebe der Selbsterhaltung entsprang bei ihm eine große Vorsicht und er trat einer Gefahr nur dann entgegen, wenn ihm keine andere Wahl blieb. Dann zeigte er sich, wie alle verzweifelten Menschen, verwegen und war für Diejenigen, welche ihn dahin gebracht hatten, ein gefährlicher und gefürchteter Gegner.

In Mexiko, sowie in Amerika im allgemeinen, wo die Diener der Kirche nur aus der ärmsten Klasse der Gesellschaft hervorgehen, ist die Mehrzahl derselben eben so unwissend, als ausschweifend. Die religiösen Orden, welche den dritten Theil der Bevölkerung ausmachen und die von jedem Zwange des Gesetzes und jeder Ueberwachung fast gänzlich frei sind, nehmen alle möglichen Leute in ihre Genossenschaft auf, die das Mönchsgewand als einen willkommenen Deckmantel betrachten, um sich ihren Lastern ungestraft zu über-

lassen, von welchen die Trägheit, die Trunksucht und Sinnlichkeit jedenfalls die geringsten sind.

Bei dem indianischen Theile der Bevölkerung, die sich civilisirt nennt, stehen sie in großem Ansehen und werden hochgeachtet; doch treiben die Mönche mit dem Heiligenscheine, der sie umgiebt, den ärgsten Mißbrauch und bedienen sich desselben, um von den armen Leuten unter den nichtigsten Vorwänden Geld zu erpressen.

Die Entsittlichung und Gesunkenheit hat in den unglücklichen Ländern, welche die Gebrechen des Alters tragen, ohne jemals jung gewesen zu sein, einen so hohen Grad erreicht, daß das Benehmen der Mönche, welches jeden Europäer mit Abscheu erfüllt, ihrer Umgebung ganz natürlich erscheint und nirgends Aufsehen macht.

Wir sind weit entfernt, behaupten zu wollen, daß es unter den mexikanischen Geistlichen und selbst unter den verrufenen Mönchen nicht Männer gäbe, die ihr Kleid mit Ehren tragen und die von der Heiligkeit ihres Berufes durchdrungen sind. Es giebt deren sogar Viele, wie wir uns selbst überzeugt haben. Doch bilden sie leider eine so geringe Minorität, daß man sie füglich als Ausnahmen betrachten kann.

Fray Antonio war jedenfalls weder besser, noch schlechter wie die übrigen Mönche, deren Kleid er trug, doch schien sich zu seinem Unglücke das Schicksal seit einiger Zeit gegen ihn verschworen zu haben, um ihn gegen seinen entschiedenen Willen in Ereignisse zu ver-

wickeln, die seiner Natur zuwider waren und seinen Gewohnheiten widersprachen und ihn in eine Menge unangenehmer Verlegenheiten versetzten, in Folge deren er anfing, das Leben, was ihm einst so süß erschienen war, sehr herb zu finden.

Die schändliche Arglist, welche John Davis gegen den armen Mönch bewiesen, hatte einen besonders trüben Eindruck auf den sonst so heiteren Sinn desselben gemacht. Eine tiefe Muthlosigkeit bemächtigte sich seiner und er schlich sich mit schwerem, schleppenden Schritte durch den Wald, obwohl das Getöse des Kampfes bis zu ihm drang und er sich beeilen mußte, sich zu entfernen, um für den Fall, daß die Rothhäute siegten, nicht in die Hände derselben zu gerathen.

Die Nacht überraschte den armen Fray Antonio, da er erst den Rand des Waldes erreicht hatte, der ihm endlos zu sein schien.

Der Mönch, der von Natur nicht sehr betriebsam und an das Leben der Wildniß nicht gewöhnt war befand sich, als er die Sonne am Horizont verschwinden sah, in nicht geringer Verlegenheit, besonders als bald darauf die dichteste Dunkelheit eintrat.

Er hatte weder Waffen, noch die nöthigen Geräthe, um Feuer anzuzünden, war überdieß vor Hunger und Angst ganz erschöpft und sank mit einem verzweifelten Blicke stöhnend zu Boden.

Er wußte buchstäblich nicht, welchen Schutzpatron er anrufen solle.

Nach wenigen Augenblicken siegte aber der Trieb der Selbsterhaltung über die Muthlosigkeit des Mönches, und obwohl ihm die Zähne vor Entsetzen klapperten, wenn er aus den Tiefen des Waldes das Geheul der wilden Thiere vernahm, welche anfingen, zu erwachen und die willkommene Nacht begrüßten, stand er mit fieberhafter Hast auf und von dem aufgeregten Zustande erfaßt, der eine Folge gesteigerter Furcht ist, beschloß er, den unsichern Dämmerschein, der im Walde herrschte, dazu zu benutzen, sich ein Unterkommen für die Nacht zu suchen.

Vor ihm erhob sich eine majestätische Mahagoni-Eiche, deren ineinander geschlungene Aeste und dichte Blätterkrone ihm gegen die wahrscheinlichen Angriffe der unheimlichen Bewohner des Waldes eine sichere Zufluchtsstätte zu bieten schien.

Unter allen anderen Umständen wäre ihm der Gedanke, einen solchen Baum erklettern zu müssen, als der Gipfel des Wahnsinnes und der Geistesschwäche erschienen, denn sowohl seine Beleibtheit, als seine Ungeschicklichkeit, von welcher er fest überzeugt war, ließen ihn eine solche Aufgabe als fast unmöglich erscheinen.

Die gegenwärtige Lage war aber bedenklich, die Gefahr wurde mit jedem Augenblicke größer, das Geheul näherte sich auf erschreckende Weise, hier galt daher kein Zögern: Fray Antonio entschloß sich kurz.

Nachdem er den Baum einige Mal umkreist und die Stelle ausgesucht hatte, die am zugänglichsten

erschien, stieß er einen tiefen Seufzer aus, umfaßte dann den rauhen umfangreichen Stamm und fing an sich mit den Händen und Knien an demselben hinaufzuarbeiten.

Das war aber keineswegs leicht, besonders für einen so schwerfälligen Mönch; Fray Antonio mußte es zu seinem Leidwesen erfahren, denn so oft er sich mit unglaublicher Anstrengung etliche Zoll hinaufgearbeitet hatte, gingen ihm plötzlich die Kräfte aus, er glitt ab und rollte mit zerrissenen Kleidern und blutigen Händen auf die Erde.

Er hatte sein Werk bereits zehn Mal begonnen und die ganze Beharrlichkeit aufgeboten, deren ein Verzweifelnder fähig ist, ohne daß es ihm gelungen wäre; sein Gesicht war mit Schweiß bedeckt, sein Athem keuchte und er war in einem Zustande, dessen sich selbst sein bitterster Feind erbarmt haben würde.

„Ich werde nimmermehr im Stande sein, da hinauf zu klettern," murmelte er niedergeschlagen, „und wenn ich unten bleibe, bin ich verloren, denn es wird keine Stunde vergehen, so verschlingt mich ein hungriger Tiger statt der Abendmahlzeit."

Diese letzte Betrachtung, die allerdings eine nicht zu leugnende Wahrheit enthielt, verlieh dem Mönche neue Kraft und er beschloß einen letzten und verzweifelten Versuch zu machen.

Dieses Mal nahm er sich vor, mit der größten Umsicht zu Werke zu gehen; er suchte daher das trockne Holz auf, was rings umher lag und trug es an den

Fuß des Baumes, um sich eine Art Gestell zu errichten, von welchem aus er einen der niedrigsten Zweige leicht erreichen konnte, wo er zur Noth, vorausgesetzt, daß er munter blieb, hoffen durfte, die Nacht ziemlich ungestört und ohne verschlungen zu werden, zubringen zu können, welche letztere Aussicht für den würdigen Mönch nicht den entferntesten Reiz hatte

Dank der Geschwindigkeit und dem Eifer, mit welchem Fray Antonio zu Werke ging, hatte er bald einen tüchtigen Holzstoß unter dem Baume zusammengetragen.

Ein Lächeln der Befriedigung erhellte sein feistes Gesicht und er athmete auf, indem er sich den Schweiß von der Stirn wischte.

„Dieses Mal," murmelte er vor sich hin, indem er die zu ersteigende Höhe mit den Blicken maß, „muß ich sehr ungeschickt sein, wenn ich es nicht vollbringe."

Der letzte Dämmerschein, der dem Mönche so wesentliche Dienste geleistet hatte, war völlig verschwunden; in Ermangelung der Sterne, von welchen sich keiner blicken ließ, herrschte die tiefste Finsterniß unter den Bäumen; alle Gegenstände verschwammen und nur hie und da konnte man einzelne Baumgruppen unterscheiden, deren dunkle Masse sich gegen den Nachthimmel abzeichnete oder einige durch den letzten Regen entstandene Pfützen matt durch das Dunkel schimmern sehen. Der Nachtwind hatte sich erhoben und rauschte stöhnend und ächzend im Laube.

Die furchtbaren Bewohner der Einöde hatten ihre verborgenen Schlupfwinkel verlassen und während sie mit betäubendem Gebrüll herankamen, krachten die Aeste unter ihren Tritten.

Der Mönch durfte keinen Augenblick verlieren, wenn er sich nicht wollte von allen Seiten von den Raubthieren bedroht sehen, welche in Folge eines langen Fastens noch gefährlicher erschienen, wie sonst.

Nachdem er sich forschend umgeblickt, um sich zu überzeugen, daß ihm keine dringende Gefahr drohe, bekreuzte sich der Mönch fromm, empfahl sich der Gnade Gottes, jedenfalls aufrichtiger, als es bisher geschehen war und kletterte schnell entschlossen auf den Holzstoß, den er als Tritt am Fuße des Baumes errichtet hatte.

Nach einigen erfolglosen Anstrengungen gelang es ihm endlich, die Spitze des künstlichen Hügels zu erklimmen, worauf er inne hielt, um Athem zu schöpfen. Dank seinem sinnreichen Einfalle befand sich Fray Antonio bereits zehn Fuß über dem Fußboden. Das erste beste Thier hätte freilich seinen improvisirten Thron leicht umstoßen können, doch fühlte sich der Mönch trotzdem durch diesen ersten Erfolg um so mehr ermuthigt, als er den heißersehnten Ast in geringer Entfernung über sich erblickte, nach welchem er bisher den Arm so vergeblich ausgestreckt hatte.

„Vorwärts!" sagte er in muthigerem Tone.

Er umfaßte den Baum abermals und fing wieder an, mühsam hinanzuklettern. War es Zufall, oder

Geschicklichkeit, kurz, nach ungeheuren Anstrengungen gelang es dem Pater Antonio endlich den Ast mit beiden Händen zu erfassen und sich fest an demselben zu klammern.

Das Uebrige war leicht genug. Der Möch raffte die ganze Kraft zusammen, welche ihm seine früheren Versuche gelassen hatten, schwang sich mit Hülfe der Arme höher und versuchte, sich rittlings auf den Ast zu setzen. Schon war es ihm mit lobenswerther Beharrlichkeit gelungen sich mit Kopf und Schultern über den Zweig zu erheben, als er sich plötzlich am rechten Beine von einer Hand oder Kralle erfaßt und fest gehalten fühlte.

Ein Schauer des Entsetzens schüttelte die Glieder des Mönches; seine Stirn bedeckte sich mit einem kalten Schweiße und seine Zähne schlugen heftig gegen einander.

„Gnade!" rief er mit erstickter Stimme aus, „ich, sterbe. Jesus, Maria, erbarmet Euch meiner!"

Die Furcht lähmte seine Kräfte, der schützende Zweig entglitt seinen Händen und er stürzte schwer zu Boden.

Das Holz, welches Fray Antonio am Fuße des Baumes zusammen getragen hatte, milderte zu seinem Glücke den Fall, der sonst wahrscheinlich tödtlich gewesen sein würde; er hatte aber eine so heftige Erschütterung erlitten, daß er völlig bewußtlos dalag.

Die Ohnmacht des Mönches dauerte lange, als er wieder zu sich kam und die Augen aufschlug, blickte er sich entsetzt um, denn er glaubte von einem schrecklichen Traume befallen zu sein.

Er hatte sich gewissermaßen nicht von der Stelle gerührt, sondern lag immer noch neben dem Baume, den er sich so lange und vergeblich bemüht hatte, zu erklettern. Ein ungeheures Feuer, über welchem die Hälfte eines Dammhirsches gebraten wurde, brannte neben ihm, und ungefähr zwanzig Rothhäute kauerten auf ihren Fersen an demselben und rauchten stillschweigend ihre Calumet's während ihre Pferde vollständig aufgezäumt in geringer Entfernung standen und ihre Ration eifrig verzehrten.

Fray Antonio hatte nicht nur öfter Indianer gesehen, sondern verschiedene Mal nahe genug mit ihnen verkehrt, um ihre Sitten einigermaßen zu kennen.

Dieselben trugen ihren vollen Kriegsschmuck und sowohl an ihrem aufgebundenen Haare, als an ihren langen, gestreiften Lanzen konnte man leicht sehen, daß es Apachen waren.

Der Mönch erbebte innerlich. Die Apachen sind wegen ihrer Grausamkeit und Arglist berühmt. Der arme Fray Antonio war von der Charybdis in die Sylla gerathen; er war der Gefahr, von Raubthieren zerrissen zu werden, nur entgangen, um wahrscheinlich von den Rothhäuten gemartert zu werden.

Eine traurige Aussicht, welche dem unglücklichen Mönch reichlichen Stoff zu düsteren Betrachtungen bot, denn häufig hatte er die Erzählungen der Jäger von den haarsträubenden Qualen, welche die Apachen ihren

Gefangenen mit unglaublicher Grausamkeit auferlegen, schaudernd mit angehört.

Die Indianer fuhren fort, stillschweigend zu rauchen und schienen nicht bemerkt zu haben, daß ihr Gefangener wieder zu sich gekommen war.

Der Mönch seinerseits schloß die Augen fest und befleißigte sich, der größten Unbeweglichkeit um seine gefährlichen Gefährten so lange, wie möglich über den Zustand, in welchem er sich befand, in vermeintlicher Unwissenheit zu lassen.

Endlich hörten die Indianer auf, zu rauchen und nachdem sie die Asche aus ihren Calumet's geschüttelt, steckten sie dieselben wieder in den Gürtel; eine Rothhaut nahm den Braten, der unterdessen fertig geworden, vom Feuer, legte ihn auf mehrere Abanijo-Blätter vor seine Kameraden, worauf Jeder sein Scalpirmesser zog und sich anschickte, das würzigduftende Fleisch anzuschneiden, dessen Geruch einem Manne besonders verlockend erschien, der während des ganzen verflossenen Tages zu einem unfreiwilligen Fasten verdammt gewesen war.

In dem Augenblicke fühlte der Mönch, daß sich eine Hand schwer auf seine Brust legte, während ihn eine Stimme in Kehltönen, die aber nichts Drohendes hatten folgendermaßen anredete:

„Der Vater des Gebetes kann die Augen jetzt öffnen, das Wildpret dampft und sein Antheil ist vorgelegt."

Der Mönch, welcher inne wurde, daß man seine

List durchschaut habe und der sich von dem würzigen Geruche des Fleisches mächtig angezogen fühlte, öffnete die Augen und richtete sich auf.

„Och!“ fuhr der Mann, der bereits gesprochen hatte, fort, „mein Vater kann essen, er hat lange genug geschlafen und wird hungrig sein.“

Der Mönch bemühte sich, zu lächeln, brachte es aber nur zu einer furchtbaren Verzerrung, denn er war vor Furcht halb gelähmt. Da er indessen einen wahren Wolfshunger verspürte, befolgte er das Beispiel, welches ihm die Indianer gaben, die ihre Mahlzeit bereits begonnen hatten und fing an, das Stück Fleisch zu verzehren, was man so aufmerksam gewesen war, vor ihm hin zu legen.

Die Mahlzeit dauerte nicht lange; indessen hatte der Mönch doch Zeit gefunden, sich zu fassen und fing an, seine Lage in einem weniger düsteren Lichte zu erblicken.

Die Apachen zeigten sich übrigens keineswegs feindselig gegen ihn gesinnt; sie bedienten ihn im Gegentheile aufmerksam, legten ihm wieder zu essen vor, sobald sie sahen, daß er nichts mehr hatte und trieben die Höflichkeit sogar so weit, ihm einige Schluck Branntwein zu reichen, mit welchem kostbaren Getränke sie selbst für ihren eigenen Gebrauch sehr sparsam sind, weil sie sich dasselbe nur mit großer Mühe verschaffen können.

Als der Mönch seine Mahlzeit beendet hatte und

sich durch das freundliche Benehmen seiner Wirthe fast vollständig beruhigt fühlte, zog er, sobald er sah, daß sie sich anschickten ihre langen Calumet's anzuzünden, Taback und ein Stück Maisstroh aus der Tasche und nachdem er mit jener Geschicklichkeit die der spanischen Menschenrace allein eigen ist, ein Pajillo gedreht hatte, überließ er sich behaglich dem Genusse seines trefflichen Costa-abajo Havanna-Tabak's.

Es verstrich geraume Zeit auf solche Weise, ohne daß die Anwesenden ein Wort mit einander wechselten.

Allmählich lichteten sich die Reihen der Rothhäute, welche in kurzen Zwischenräume Einer nach dem Andern aufstanden, sich in ihre Decken hüllten, mit den Füßen gegen das Feuer zu Boden streckten und fast augenblicklich eingeschlafen waren.

Fray Antonio, der es nach den Erschütterungen des verhängnißvollen Tages und den großen Strapazen, die er ertragen hatte, wenn er den Muth dazu gehabt gern wie die Indianer gemacht hätte, indem seine Augen sich unwillkürlich schlossen, kämpfte mit gewaltiger Anstrengung gegen die Macht des Schlafes.

Endlich schien der einzige Indianer, der bisher mit ihm gesprochen hatte, seinen Zustand zu bemerken und Mitleiden mit ihm zu haben.

Er stand auf, holte eine Pferdedecke herbei, brachte sie dem Mönche und sagte in demselben schlechten Spanisch, dessen er sich bisher bedient hatte.

„Mein Vater kann sich in diese Fressada hüllen,



die Nächte sind kalt, mein Vater ist sehr schläfrig, er wird so wärmer ruhen. Morgen wird ein Häuptling mit meinem Vater das Calumet im Rathe rauchen. Der Blaue Fuchs wünscht mit dem Häuptling des Gebetes der Bleichgesichter ein ernstes Gespräch zu führen."

Fray Antonio nahm die Decke, welche ihm der Häuptling so freundlich bot, dankbar an und ohne zu versuchen, das Gespräch fortzusetzen, hüllte er sich sorgfältig ein, streckte sich dergestalt an das Feuer, daß er möglichst, viel Wärme genießen konnte und schickte sich an, zu schlafen.

Indessen verursachten die Worte des Indianers dem Mönche eine gewisse Besorgniß.

„Oho!" murmelte er in sich hinein, „jetzt wendet sich das Blatt. Was kann der Heide mit mir zu reden haben? Er wird schwerlich Lust haben, sich von mir taufen zu lassen, überdieß scheint er sich Blauer Fuchs zu nennen, das ist ein vertrackter, wilder Name! Nun, Gott wird mich schon nicht verlassen, morgen wird es hell sein, unterdessen will ich schlafen."

Nachdem der Mönch zu dem trostreichen Entschlusse gekommen war, schloß er die Augen und schlief nach zwei Minuten hart und fest.

Der Blaue Fuchs, denn der Mönch war zufälliger Weise wirklich in die Hände jenes Häuptlinges gerathen blieb während der ganzen Nacht am Feuer sitzen und überließ sich, während er allein über die allgemeinen Sicherheit wachte, ernsten Betrachtungen. Zuweilen

ruhten seine Blicke mit seltsamem Ausdrucke auf dem Mönche, der bombenfest schlief und in dem Augenblicke gewiß nicht ahnte, daß sich der Apachen-Häuptling mit ihm beschäftige.

Beim Aufgange der Sonne wachte der Blaue Fuchs immer noch, er hatte seine Stellung während der ganzen Nacht nicht verändert und sich dem Schlafe keinen Augenblick überlassen.

Zweites Kapitel.

Indianische Diplomatie.

Die Nacht verstrich still und friedlich. In dem Augenblicke, wo die im Laube versteckten Vögel die aufsteigende Sonne in schmetternden Tönen begrüßten, streckte der Blaue Fuchs, der bis dahin unbeweglich dagesessen hatte, den rechten Arm nach dem neben ihm liegenden Mönche aus und berührte ihn leise mit der Hand.

So leise die Berührung auch war, genügte sie, um Fray Antonio zu wecken.

Es giebt gewisse Zeiten im Leben, wo der Geist, selbst wenn der Körper ruht, doch seine Regsamkeit und Thätigkeit beibehält; gerade so erging es dem Mönche. Die Milde, welche die Apachen am vergangenen Abend gegen ihn an den Tag gelegt, widersprach ihrem gewöhnlichen Benehmen gegen die Weißen, deren erbittertste Feinde sie sind, in so hohem Grade, daß der Mönch trotz der Sorglosigkeit, die ein Grundzug seines Charakters war, errieth, daß ein so auffallendes Benehmen der Leute, in deren Hände er gerathen war, einen versteckten Grund haben müsse und daß es daher trotz

der Freundschaft, die sie ihm bewiesen, gerathen sein würde auf seiner Hut zu sein, um dem Sturme, gleichviel von welcher Seite er käme, auf jeden Fall gewachsen zu sein.

Dieses geheime Mißtrauen veranlaßte ihn, die friedfertige Stimmung der Indianer zwar zu benutzen, ihre Bewegungen aber zu beobachten; er überließ sich daher dem Schlafe nur mit Vorsicht und schlummerte, so zu sagen, nur mit einem Auge.

Er war daher augenblicklich bereit, dem leisesten Winke des indianischen Häuptlings mit einem Eifer zu gehorchen, der Letzterem ein zweideutiges Lächeln abzwang.

Die Rothhäute sind von Natur gute Menschenkenner. Der Blaue Fuchs hatte, trotz der Ruhe, die der Mönch erheuchelte, an gewissen untrüglichen Zeichen die geheime Angst errathen, die ihn innerlich verzehrte.

„Mein Vater hat gut geschlafen?" fragte der Indianer in heiserem Tone; „der Wacondah liebt ihn, er hat über seinem Schlummer gewacht und Nyang, den bösen Geist aus seinen Träumen entfernt."

„Ich habe in der That gut geschlafen, Häuptling und danke Euch für die herzliche Gastfreundschaft, die Ihr mir bewiesen habt."

Ein Lächeln schwebte um die Lippen des Indianers. Er fuhr fort.

„Mein Vater ist einer der Häuptlinge des Gebetes der Bleichgesichter, der Gott seines Volkes ist mächtig und beschützt diejenigen, welche ihm dienen."

Diese Bemerkung bedurfte keiner Antwort und der Mönch begnügte sich daher, sich beifällig zu verneigen.

Seine innere Angst nahm indessen zu; unter den honigsüßen Worten des Häuptlings glaubte er das heimliche Knurren des Tigers zu vernehmen, der sich die Lippen leckt, ehe er die Beute verschlingt, die unter seinen gewaltigen Tatzen bebt.

Fray Antonio durfte sich nicht einmal des Vorwandes bedienen, daß er seinen gefürchteten Wirth nicht verstehe, weil sich derselbe, wie gesagt, in schlechtem Spanisch ausdrückte, welches alle indianischen Völker verstehen und deren sie sich, obwohl widerstrebend, in ihrem Verkehre mit den Weißen bedienen.

Es war ein prachtvoller Morgen; die mit Thauperlen bedeckten Blätter der Bäume sahen frischer und grüner aus wie je; ein leichter, von den würzigen Düften des Morgens erfüllter Nebel, stieg über dem Boden auf und wurde von den Strahlen der Sonne, die immer wärmer herabfielen, aufgesogen.

Das ganze Lager schlummerte noch fest, nur der Häuptling und der Mönch wachten.

Nach kurzem Schweigen ergriff der Blaue Fuchs wieder das Wort:

„Mein Vater höre mich," sagte er, „ein Häuptling wird reden. Der Blaue Fuchs ist ein Sachem, seine Zunge ist nicht gespalten und die Worte seines Mundes sind ihm vom großen Geiste eingegeben."

„Ich höre," antwortete Fray Antonio.

„Der Blaue Fuchs ist kein Apache, obwohl er die Kleidung eines solchen trägt und einen ihrer mächtigsten Stämme auf dem Kriegspfade führt. Der Blaue Fuchs ist ein Schlangen-Pawnee, sein Volk ist so zahlreich, wie die Sandkörner am Ufer des großen Teiches ohne Grenzen. Es sind viele Monden vergangen seitdem der Blaue Fuchs die Jagdreviere seines Volkes für immer verlassen hat um ein Sohn der Apachen zu werden. Warum hat der Blaue Fuchs also gehandelt?"

Der Häuptling hielt inne.

Der Mönch war im Begriffe zu antworten, daß er es nicht wisse und kein Verlangen trage, es zu erfahren, als ihm einfiel, wie unpassend eine solche Antwort einem so reizbaren Manne gegenüber wäre, wie derjenige war mit welchem er sprach.

„Die Brüder des Häuptilings sind undankbar gegen ihn gewesen," antwortete der Mönch mit geheuchelter Theilnahme, „und der Sachem hat sie verlassen und sein Mocksen am Eingange ihrer Dörfer abgeschüttelt."

Der Häuptling schüttelte verneinend den Kopf.

„Nein," antwortete er, „die Brüder des Blauen Fuchses liebten ihn und beweinen seine Abwesenheit noch jetzt, der Häuptling war aber traurig, ein Freund hatte ihn verlassen und sein Herz mit sich genommen."

„So!" sagte der Mönch, der durchaus nicht verstand, was der Häuptling damit sagen wollte.

„Ja," fuhr der Indianer fort, „der Blaue Fuchs

konnte die Abwesenheit seines Freundes nicht ertragen und verließ seine Brüder um demselben zu folgen."

„Das war ein schöner Zug der Treue, Häuptling, wahrscheinlich habt Ihr Euren Freund wieder gefunden."

„Der Fuchs hat lange gesucht, ohne Nachrichten von ihm zu erhalten, endlich hat er ihn ein Mal wieder gesehen."

„Gut; so seid Ihr jetzt wieder vereinigt."

„Mein Vater versteht mich nicht," sagte der Indianer kurz.

Das war leider nur zu wahr, der Mönch verstand in der That nichts von dem, was der Indianer ihm erzählte und zwar um so weniger, als ihn die geheimnißvolle Erzählung wenig interessirte und er, während der Apache sprach, im Stillen über den Grund nachdachte, weshalb er ihm sein Vertrauen schenke, so daß die meisten Worte des Häuptlings wie ein leerer Schall an sein Ohr schlugen und er keinen Sinn damit verband. Aber der entschiedene Ton, in welchem der Blaue Fuchs die letzten Worte aussprach, schreckten ihn jäh auf und indem er zum Bewußtsein seiner gegenwärtigen Lage zurückkehrte, sah er zugleich ein, wie gefährlich es wäre, nicht auf das zu achten, was man ihm sagte.

„Verzeiht mir, Häuptling," antwortete er lebhaft, „ich verstehe Euch im Gegentheile vollkommen, bin aber zuweilen einer Geistesabwesenheit unterworfen, gegen die ich mit dem besten Willen nicht ankämpfen kann

und die ich Euch bitte, nicht übel auszulegen, indem ich versichern kann, daß ich nicht schuld daran bin."

„Gut, es ergeht meinem Vater wie allen Häuptlingen des Gebetes der Bleichgesichter, seine Gedanken sind fortwährend auf den Wacondah gerichtet."

„Ganz Recht, Häuptling," entgegnete der Mönch, der sich glücklich schätzte, seine Entschuldigung so gut aufgenommen zu sehen, „fahrt in Eurer Erzählung fort, ich bitte, jetzt ist die Anwandlung vorüber und ich bin ganz Ohr."

„Uah! Mein Vater durchstreift fortwährend die Prairien der Bleichgesichter."

„Die Pflichten meines Berufes nöthigen mich allerdings."

Der Blaue Fuchs fiel ihm rasch in's Wort:

„Mein Vater kennt die bleichen Jäger dieser Prairien?"

„Ja, fast Alle."

„Recht gut; einer jener Jäger ist der Freund, nach welchem sich der Blaue Fuchs so herzlich sehnt."

„Wirklich?" sagte der Mönch, „welcher denn?"

Der Indianer schien die Frage nicht gehört zu haben, sondern fuhr fort.

„Die Zufälligkeiten der Jagd haben den rothen Krieger häufig in die Nähe seines Freundes gebracht, ohne daß es ihm aber möglich gewesen wäre, sich ihm zu erkennen zu geben."

„Das hat sich ja unglücklich getroffen."

„Der Häuptling möchte mit seinem Freunde am Berathungsfeuer sitzen, das Calumet der Freundschaft rauchen und von alten Zeiten reden, wo sie Beide als Kinder desselben Stammes die Jagdreviere des gefürchteten Volkes des Sachem durchstreiften."

„Der Freund ist also ein Indianer?"

„Nein, es ist ein Bleichgesicht, aber trotzdem seine Haut weiß ist, hat ihm der große Geist ein indianisches Herz in die Brust gelegt."

„Warum geht aber der Häuptling, wenn er weiß, wo sein Freund ist, nicht einfach zu ihm? Derselbe würde sich jedenfalls freuen, ihn wieder zu sehen."

Bei diesem Vorschlage, auf welchen der Häuptling keineswegs vorbereitet war, runzelte er die Brauen und seine Miene verfinsterte sich, doch war der Mönch ein zu schlechter Beobachter um den Umstand wahrzunehmen. Er hatte die Frage gestellt, wie er es mit jeder anderen gethan haben würde, nur um etwas zu sagen und dem Häuptling zu beweisen, daß er ihn aufmerksam anhöre.

Bald hatte der Indianer die gleichmüthige Miene wieder angenommen, welche die Rothhäute nur sehr selten und wenn ihnen Etwas völlig überraschend kommt, ablegen.

„Der Blaue Fuchs kann seinem Freunde nicht entgegen gehen, weil derselbe nicht allein, sondern von Feinden des Häuptlings umgeben ist."

„Das ist freilich etwas Anderes und ich sehe recht gut ein, daß Ihr Vorsicht gebrauchen müßt."

„Gut,“ fuhr der Indianer mit spöttischem Lächeln fort, „die Weisheit spricht aus dem Munde meines Vaters, er ist ein wahrer Häuptling des Gebetes, denn seine Lippen fließen vom reinsten Honig über.“

Fray Antonio richtete sich stolz auf, seine Angst fing an ihn zu verlassen. Er hatte eine geheime Ahnung, daß ihn die Rothhaut um etwas angehen wolle und seiner, mit einem Worte, bedürfe. Diese Vermuthung gab ihm neuen Muth und in der Absicht, den günstigen Eindruck zu erhöhen, den er auf sein arglistiges Gegenüber gemacht zu haben meinte, fuhr er mit einschmeichelnder Stimme fort:

„Ich kann thun, was mein Bruder nicht wagen darf.“

Der Apache warf ihm einen durchdringenden Blick zu.

„Uah!“ antwortete er, „weiß mein Bruder denn, wo er den Freund des Häuptlings treffen wird?“

„Wie kann ich das wissen,“ fuhr der Mönch einlenkend fort, „Ihr habt mir ja seinen Namen noch nicht gesagt.“

„Das ist wahr, mein Vater ist gut, er wird mir verzeihen; kennt er den bleichen Jäger nicht?“

„Vielleicht kenne ich ihn, bis jetzt weiß ich aber noch nicht, von wem der Häuptling redet.“

„Der Blaue Fuchs ist reich, er besitzt zahlreiche Pferde und kann hundert Krieger, ja zehnmal, zwanzigmal mehr unter seinem Totem versammeln, will mein Vater dem Sachem dienen? Er wird sich dankbar erweisen.“

„Ich bin gern bereit, Euch gefällig zu sein, Häuptling, wenn es in meinen Kräften steht, indessen müßt Ihr mir genau sagen, was ich thun soll.“

„Gut, der Sachem wird seinem Vater Alles sagen.“

„Dann wird es leicht sein, es auszuführen.“

„Glaubt es mein Vater?“

„Allerdings; ich wüßte nicht, warum es nicht gelingen sollte.“

„Dann mag mein Vater aufmerksam zuhören.“

„Redet.“

„Unter allen bleichen Jägern, deren Mocksen das Gras der Prairien nach allen Richtungen durchwandert, ist Einer, der tapferer und gefürchteter ist, wie die anderen. Die Tiger und Jaguare flüchten, wenn er naht und die indianischen Krieger selbst fürchten, sich mit ihm zu messen. Dieser Jäger ist kein weibischer Yori und das Blut der Gochupinen fließt nicht in seinen Adern. Er ist der Sohn eines kälteren Landes und seine Väter haben lange Zeit gegen die langen Messer des Ostens gekämpft.“

„Gut,“ sagte der Mönch, „ich sehe aus den Worten meines Bruders, daß jener Mann ein Canadier ist.“

„So nennt man, wie ich glaube, das Volk, von welchem der bleiche Jäger abstammt.“

„Aber von allen Jägern, welche ich kenne, giebt es nur einen von canadischer Abkunft.“

„Uah!“ entgegnete der Häupling, „nur einen?“

„Ja; sein Name ist Ruhig, wie ich glaube, und er ist in der Hacienda del Hezquite angestellt."

„Uah! das ist derjenige, welchen der Häuptling meint. Kennt ihn mein Vater?"

„Nicht genau, das gestehe ich, aber immerhin genug um es wagen zu können, zu ihm zu gehen."

„Recht schön."

„Ich muß Euch aber darauf aufmerksam machen, Häuptling, daß jener Mann, wie alle seine Genossen, ein sehr unstätes Leben führt und bald hier, bald da ist, so daß ich in der That nicht weiß, wo ich ihn treffen soll."

„Uah! mein Vater mache sich deshalb keine Sorge; der Sachem wird ihn nach dem Lager des Tigertödters führen."

„Ja, wenn das der Fall ist, so nehme ich das Uebrige auf mich."

„Mein Vater verschließe die Worte des Blauen Fuchses in seinem Herzen. Die Krieger erwachen, sie dürfen nichts erfahren. Wenn die Zeit da ist, wird der Häuptling meinem Vater sagen, was er von ihm wünscht."

„Wie Ihr wollt, Häuptling."

Hier endete die Unterhaltung.

Die Krieger fingen in der That an, zu erwachen und das Lager, was eben noch so still gewesen, glich einem Bienenstocke, aus welchem die Bienen beim Anbruche des Tages ausfliegen, um ihre Tagesarbeit zu

verrichten. Auf einen Wink des Häuptlings stieg der Hachesto oder öffentliche Ausrufer auf einen umgestürzten Baumstamm, von wo aus er die Menge beherrschte und stieß zu zwei wiederholten Malen einen durchdringenden Schrei aus.

Bei diesem Ausrufe beeilten sich sämmtliche Krieger, selbst Diejenigen, welche noch am Boden ausgestreckt gelegen hatten, sich hinter ihrem Häuptlinge aufzustellen. Es entstand nun ein tiefes Schweigen; alle Indianer kreuzten die Arme über der Brust, wandten das Gesicht der aufgehenden Sonne zu und erwarteten andächtig was der Häuptling thun werde.

Letzterer ergriff eine Schale mit Wasser, welche ihm der Hachesto reichte und tauchte einen Wermuthzweig hinein. Dann sprengte er das Wasser nach den vier Weltgegenden aus und rief mit erhobener Stimme:

„Wacondah! Wacondah! unbekannter und allmächtiger Geist, dessen Tempel die Welt ist, Herr über das Leben der Menschen, beschütze Deine Kinder!"

„Herr über das Leben der Menschen, beschütze Deine Kinder," antworteten die Apachen im Chore und verneigten sich ehrerbietig.

„Schöpfer der großen Chemiin-Antou (die heilige Schildkröte), deren Schale die Welt trägt, halte Nyang, den bösen Geist fern von uns, liefere uns unsere Feinde aus und gieb uns die Scalp's derselben, Wacondah! Wacondah! Beschütze Deine Kinder!"

„Wacondah, Wacondah, beschütze Deine Kinder!" wiederholten die Krieger.

Der Sachem verneigte sich vor der Sonne, schüttete den Inhalt der Schale in der Richtung derselben aus und sagte:

„Und Du, göttliches Gestirn, sichtbarer Stellvertreter des unsichtbaren, allmächtigen Schöpfers, fahre fort, Deine belebenden Strahlen über die Jagdreviere Deiner rothen Söhne auszuströmen und bitte für uns bei dem Herrn des Lebens; möchte Dir das klare Wasser, was ich Dir biete, angenehm sein! Wacondah, Wacondah, beschütze Deine Kinder!"

„Wacondah, Wacondah, beschütze Deine Kinder!" wiederholten die Apachen, indem sie dem Beispiele ihres Häuptlings folgten und ehrerbietig niederknieten.

Der Blaue Fuchs nahm nun einen Medicinstab aus den Händen des Hachesto, schwang ihn wiederholt über seinem Kopfe und rief mit lauter Stimme:

„Nyang! Böser Geist, der sich gegen den Herrn des Lebens empört hat, wir verachten Deine Gewalt und bieten derselben Trotz, denn der Wacondah schützt uns."

Alle Anwesenden stießen einen durchdringenden Schrei aus und standen auf.

Das Morgengebet war beendet, die religiöse Feier vollbracht und Jedermann fing an, sich seinen täglichen Geschäften zu widmen.

Fray Antonio wohnte der frommen, rührenden Feierlichkeit, obwohl er den Sinn derselben nicht völlig

verstand, verwundert bei; denn die Worte, welche der Häuptling sprach, wurden im Dialekte seines Volkes gesprochen und waren mithin für den Mönch unverständlich. Indessen empfand er ein gewisses Vergnügen als er sah, daß jene Männer, die er für rohe Barbaren gehalten, nicht ganz ohne religiösen Glauben und höhere Regungen seien.

Man fachte die verglimmenden Lagerfeuer an, um das Frühstück zu bereiten, während Kundschafter nach allen Richtungen ausgeschickt wurden, um zu sehen, ob der Weg frei sei und keine Feinde auf der Lauer lägen.

Der Mönch, der sich jetzt vollständig beruhigt fühlte und anfing, sich in seine neue Lage zu schicken, verzehrte die Lebensmittel, welche man ihm reichte, mit gutem Appetite und weigerte sich nicht lange, das Pferd zu besteigen, welches man ihm bezeichnete, sobald der Häuptling nach beendeter Mahlzeit das Zeichen zum Aufbruche gab.

Fray Antonio fing an die Wilden, welche man ihm in so düsteren Farben geschildert hatte, weniger boshaft zu finden, als er geglaubt, ja, er entdeckte im Gegentheile manche guten Eigenschaften an ihnen und war geneigt zu glauben, daß man sie arg verleumdet habe.

In der That verleugneten sie ihr gastfreundliches Benehmen gegen ihn keinen Augenblick und schienen sich

im Gegentheile einer besonderen Aufmerksamkeit gegen ihn zu befleißigen.

Sie verfolgten während mehrerer Stunden einen von den Raubthieren gebahnten Weg, auf welchem sie, weil er schmal war, nur in indianischer Ordnung, d. h. einer hinter dem anderen vordringen konnten. Es fiel dem Mönche indessen auf, daß der Häuptling nicht von seiner Seite wich. Da er aber des Gespräches eingedenk war, welches er am Morgen mit demselben gehabt, machte er sich deshalb keine Sorge.

Kurz vor Mittag machte die Truppe an einem kleinen Flusse Halt, dessen Ufer mit schattigen Bäumen bepflanzt waren und wo sie die größte Hitze des Tages vorübergehen lassen wollten.

Der untersetzte, beleibte Mönch freute sich auf die Rast und einen erquickenden Schlummer im Schatten.

Der Blaue Fuchs redete ihn, während man ruhte, nicht wieder an; der Mönch seinerseits suchte keine Gelegenheit, sich ihm zu nähern, indem er es bei Weitem vorzog, seine Siesta zu halten, statt mit dem Häuptling zu reden.

Gegen vier Uhr Abends saß die Truppe wieder auf und ritt weiter; dieses Mal bewegte man sich aber nicht im Schritt, sondern sprengte im Galopp davon.

Die Indianer kennen übrigens keine andere, als jene beiden Bewegungen; der Trab erscheint ihnen abgeschmackt, und wir müssen gestehen, daß wir nicht abgeneigt sind, ihnen Recht zu geben.

Man ritt lange Zeit und die Sonne war bereits seit wenigstens zwei Stunden untergegangen und noch immer hielten die Apachen nicht an.

Endlich wurde auf einen Wink des Häuptlings Halt gemacht.

Der Blaue Fuchs trat zu dem Mönche und führte ihn abseits.

„Wir werden uns hier trennen," sagte er, „es würde unvorsichtig sein, wenn die Apachen weiter vordringen wollten; mein Vater wird allein weiter reiten."

„Ich?" erwiederte der Mönch betroffen; „ich ziehe es vor, hier zu bleiben, denn Ihr scherzt doch nur, Häuptling."

„Das ist unmöglich," sagte der Indianer in bestimmtem Tone.

„Wo Teufel, wollt Ihr denn, daß ich zu dieser Stunde und bei der Dunkelheit hingehen soll?"

„Mein Vater sehe dorthin," fuhr der Häuptling fort, indem er den Arm in südwestlicher Richtung ausstreckte. „Sieht er jenen röthlichen Schein, der am Horizonte aufsteigt?"

Fray Antonio blickte aufmerksam nach der angedeuteten Richtung.

„Ja," sagte er nach einer Weile, „ich sehe jenen Schein."

„Gut; jener Schein wird durch die Lagerfeuer der Bleichgesichter verursacht."

„Aha!"

„Mein Vater braucht seinem Pferde nur den Zügel schießen zu lassen, es wird ihn führen."

„Wirklich? Wißt Ihr das gewiß?"

„Ja; mein Vater höre: Die Bleichgesichter werden meinen Vater gut aufnehmen."

„Ich verstehe? Ich soll also Ruhig sagen, daß ihn sein Freund, der Blaue Fuchs, zu sprechen wünsche, ihm angeben, wo Ihr seid, und . . ."

„Die Elster ist ein unverständiger, geschwätziger Vogel, der plappert wie ein altes Weib," fiel ihm der Häuptling barsch in's Wort, „mein Vater wird nichts sagen."

„So?" sagte der Mönch gedehnt.

„Mein Vater sehe sich vor, daß er thue, wie ich ihm heiße, wenn er nicht will, daß sein Scalp an der Lanze des Häuptlinges trockne."

Fray Antonio schauderte bei dieser Drohung.

„Ich schwöre es Euch, Häuptling," entgegnete er.

„Ein Mann schwört nicht," unterbrach ihn der Indianer streng, „er sagt Ja, oder Nein. Mein Vater wird im Lager der Bleichgesichter nicht von den Apachen reden; wenn aber die bleichen Jäger schlafen, wird mein Vater das Lager verlassen und herkommen, es dem Blauen Fuchse zu melden."

„Wo werde ich Euch finden?" fragte der Mönch kläglich, denn er begriff endlich, daß er den Rothhäuten

als Spion dienen und ihnen bei der Ausführung einer ihrer teuflischen Pläne behülflich sein solle.

„Mein Vater mache sich deshalb keine Sorge, ich werde ihn zu finden wissen."

„Gut."

„Hat mein Vater verstanden?"

„Ja."

„Wird er thun, was der Häuptling wünscht?"

„Ich werde es thun."

„Gut. Wenn mein Vater ehrlich ist, wird ihm der Blaue Fuchs ein ganzes Bisamfell voll Goldstaub geben. Im entgegengesetzten Falle glaube er ja nicht, daß er dem Häuptling entgehen könne. Die Apachen sind listig, der Scalp des Häuptlings des Gebetes wird die Lanze eines Sachem zieren; ich habe gesprochen."

„Soll ich sogleich aufbrechen?"

„Ja."

„Habt Ihr mir sonst nichts zu befehlen?"

„Nein."

„So lebt denn wohl."

„Mein Vater kann sagen: Auf Wiedersehn!" hohnlachte der Apache.

Fray Antonio antwortete nicht, stieß einen schweren Seufzer aus und ritt in der Richtung des Feuers davon.

Je näher er dem Lager kam, um so schwieriger erschien ihm der unheimliche Auftrag, den er erhalten hatte. Zwei bis drei Mal dachte er daran zu flüchten,

doch wohin sollte er gehen? Ueberdieß war es wahrscheinlich, daß ihn die Indianer, die ihm nur mittelmäßig trauten, im Dunkel sorgfältig beobachteten.

Endlich breitete sich das Lager vor den bestürzten Blicken des Mönches aus; er konnte nicht mehr zurück, denn die Jäger mußten ihn bereits gesehen haben. Er beschloß daher, weiter zu reiten und murmelte verzweiflungsvoll in sich hinein:

„In Gottes Namen!"

Drittes Kapitel.

Im Abgrunde.

Der Romanschreiber hat einen bedeutenden Vortheil vor dem Geschichtsschreiber. Da er nicht gezwungen ist, sich an die Thatsachen und historischen Dokumente zu halten, stützt er sich hauptsächlich auf die Tradition und verweilt mit Vorliebe bei den kleinen Ereignissen des Lebens, welche die strenge, unbeugsame Geschichte verschmäht, indem sie sich begnügt, die großen Begebenheiten aufzuzeichnen, ohne sich mit den häufig geringfügigen Ursachen zu befassen, welche dieselben vorbereitet oder gar veranlaßt haben.

Häufig blickt der Reisende, nachdem er einen weiten Weg zurückgelegt und ihn die scharfe Luft der Berge betäubt und die weiten Fernsichten, die sich fortwährend vor ihm ausbreiten, ermüdet haben, in die Ebene hinab und weilt mit unbeschreiblichem Behagen auf den einfachen Punkten, die er früher verschmäht hat. So weilt auch der Romanschreiber bei den traulichen Familienereignissen des Heldengedichtes und lauscht mit Vergnügen den einfachen Erzählungen der Schriftsteller,

welche die Auftritte eingehend schildern, welche die Geschichte kaum andeutet, die die trockene und unerquickliche Aufzählung der großen Weltbegebenheiten vervollständigen und deren der Geschichtsschreiber nicht zu gedenken wagt.

Es ist allerdings nicht zu leugnen, daß jene Erzählungen häufig große Unwissenheit und Befangenheit verrathen, doch enthalten sie Bilder aus dem Leben. Wenn das Volk auch die Ereignisse nicht genau schildert, berichtet es doch unverhohlen, was es empfunden hat, schildert das Gesehene und Gehörte und wenn es zuweilen irrt, so sind solche Fehler keine Lügen, sondern in gewissem Sinne ebenfalls Wahrheiten, die an ihre Stelle zu bringen und ihnen Rechnung zu tragen, die Pflicht des Dichters ist.

Wir haben zu wiederholten Malen die enge Schlucht besucht, wo die Grenzstreifer und die Mexikaner den Kampf ausfochten, welchen wir in einem früheren Werke geschildert haben. Die Erzählung der mannigfachen Wechselfälle jenes riesenhaften Kampfes haben wir am Rande jenes Abgrundes, während unsere Blicke auf die gähnende Tiefe gerichtet waren, angehört, und wären wir nicht von der Ehrlichkeit des Erzählers überzeugt gewesen, so würden wir die Wahrscheinlichkeit gewisser Umstände nicht nur bezweifelt, sondern geradezu abgeleugnet haben. Dennoch sind dieselben vollkommen wahr und es ist gegenwärtig unsere Aufgabe, sie dem Leser mitzutheilen.

Die Grenzstreifer stießen einen Schrei des Entsetzens aus, als die beiden Männer, welche sich wie Schlangen umfaßt hielten, vereint in den Abgrund stürzten. Der Schein der Feuersbrunst, welche aus Mangel an neuer Nahrung anfing, zu vergehen, nachdem sie die Spitzen der Anhöhen verheert hatte, warf von Zeit zu Zeit fahle Streiflichter auf den Schauplatz und verlieh dem Ganzen einen erschütternden Anstrich.

Nachdem der erste Schrecken vorüber war, unterdrückte John Davis mit Gewalt die eigne Bewegung und bemühte sich, den entsetzten und über die furchtbare Katastrophe bestürzten Männern, wenn nicht Hoffnung, doch Muth zuzusprechen.

John Davis erfreute sich bei den Grenzstreifern eines wohlverdienten, großen Rufes. Die innige Freundschaft, welche zwischen dem Amerikaner und ihrem Anführer bestand, war Allen bekannt. Bei verschiedenen ernsten Veranlassungen bewieß er so viel Kaltblütigkeit und Klugheit, daß er sich die Achtung und Ehrerbietung jener Männer erworben hatte. Sie leisteten daher seinem Winke augenblicklich Folge und umringten ihn schweigend, denn sie waren sich im Stillen bewußt, daß nur Einer unter ihnen würdig sei, dem Jaguar zu folgen und daß jener Eine der Nordamerikaner war.

John Davis errieth, was in den Herzen der Leute vorging, doch ließ er sich nichts davon merken. Sein Gesicht war blaß, seine Miene finster. Er blickte die Leute, die auf ihre Flinten gelehnt, um ihn her

standen, während sich die größte Traurigkeit in ihren charakteristischen Zügen malte, gedankenvoll an. Sie schienen sich der Herrschaft, die er sich aller Wahrscheinlichkeit nach über sie anmaßen würde, stillschweigend zu unterwerfen.

Ihre Erwartung wurde wenigstens vorläufig getäuscht. Davis hatte in dem Augenblicke keineswegs die Absicht, sich von den Grenzstreifern zu ihrem Anführer ausrufen zu lassen. Das Schicksal seines unglücklichen Freundes beschäftigte ihn ausschließlich, und jener Gedanke drängte jede andere Rücksicht in den Hintergrund.

„Caballeros," sagte er in bewegtem Tone, „ein furchtbares Unglück hat uns betroffen. Unter solchen Umständen müssen wir unseren ganzen Muth, alle unsere Fassung aufbieten, denn nur die Weiber weinen, die Männer rächen sich. Der Tod des Jaguar ist nicht nur für uns, sondern auch für die Sache, welcher wir uns gewidmet und der er bereits so große Beweise der Hingebung gegeben hat, ein unersetzlicher Verlust. Ehe wir aber einen in jeder Hinsicht ausgezeichneten Anführer beweinen, haben wir eine Pflicht zu erfüllen, deren Versäumniß uns später bittere Reue verursachen könnte."

„Redet, redet! John Davis. Wir sind bereit, Alles zu thun, was Ihr uns befehlet!" riefen die Grenzstreifer einmüthig aus.

„Ich danke Euch für den Eifer, mit welchem Ihr mir entgegen kommt," fuhr der Amerikaner fort; „ich

kann nicht glauben, daß ein so heller Geist, ein so edles Herz, wie das unseres verehrten Anführers schon erloschen wäre. Ich bin überzeugt, daß es nicht Gottes Wille sein kann, die Hoffnung einer Sache, für welche wir bereits so lange mit Aufopferung kämpfen, zu vernichten. Gott wird zu Gunsten unseres Anführers ein Wunder gethan haben. Er wird munter und wohlbehalten wieder in unsere Mitte treten. Sollte uns aber auch diese letzte Hoffnung genommen werden, so bleibt uns wenigstens der Trost, Denjenigen nicht feige verlassen zu haben, der für jeden von uns dem Tode wohl zwanzig Mal getrotzt hat. Ich für meinen Theil schwöre bei Allem, was mir heilig ist, daß ich diesen Ort nicht eher verlassen werde, ohne mich zuvor überzeugt zu haben, ob der Jaguar wirklich todt ist, oder ob er noch lebt."

Bei diesen Worten durchlief ein beifälliges Gemurmel die Reihen der Anwesenden.

John Davis fuhr fort:

„Wer weiß, ob nicht unser unglücklicher Führer zerschlagen, aber noch lebend auf dem Grunde des verwünschten Abgrundes liegt und ob er uns nicht vorwirft, ihn schändlich verlassen zu haben!"

Die Grenzstreifer wiesen einen solchen Vorwurf entrüstet von sich und erklärten mit den kräftigsten Eiden, daß sie ihren Führer todt oder lebend wiederfinden würden.

„Gut, meine Freunde!" entgegnete der Amerikaner,

„ist er unglücklicher Weise todt, so bestatten wir seinen Leib und entziehen seine irdische Hülle, welcher wir in so vieler Beziehung Achtung schuldig sind, der Entweihung durch die Raubthiere, ich wiederhole Euch aber, daß mir eine untrügliche Ahnung, eine Stimme von Oben sagt, daß er noch lebt."

„Das gebe Gott, John Davis," riefen die Grenzstreifer aus, „und möchte es ihm gefallen, uns unseren Führer wieder zu geben."

„Ich will in den Abgrund hinuntersteigen," sagte der Amerikaner, „will die geheimsten Spalten desselben durchforschen und ehe die Sonne aufgeht werden wir wissen, was wir zu hoffen, oder zu fürchten haben."

Dieser Vorschlag John Davis wurde, wie zu erwarten stand, mit Begeisterung aufgenommen.

Als sich die Aufregung der Versammlung ein wenig gelegt hatte, schickte sich der Amerikaner an, seine Absicht auszuführen.

„Erlaubt mir eine Bemerkung," sagte ein alter Waldläufer.

„Redet, Ruperto, was habt Ihr zu sagen?" sagte John Davis.

„Der Ort, wo wir uns befinden, ist mir seit langer Zeit wohlbekannt, und ich habe häufig den Dammhirsch und die Antilope hier gejagt."

„Zur Sache, Freund, zur Sache."

„Was ich meine, ist Folgendes, John Davis: Ihr könnt meine Mittheilung nach eignem Ermessen

benutzen: Wenn man rechts abschwenkt und ungefähr drei Stunden weiter geht, hat man die Anhöhen umschritten, und was uns hier als ein Abgrund erscheint, ist eine allerdings etwas eingeschlossene Ebene, die man mit dem Pferde leicht durchmessen kann."

„So?" antwortete John gedankenvoll, „und was schließest Du daraus, Ruperto?"

„Ich schließe mit Verlaub, daß es vielleicht vorzuziehen wäre, auf's Pferd zu steigen und die Anhöhen zu umgehen."

„Ja, ja, der Einfall ist gut, und wir werden ihn zu nutzen wissen. Nehmt zwanzig Mann mit Euch, Ruperto, steigt auf's Pferd und begebt Euch schleunigst in jene Ebene, von welcher Ihr gesprochen habt. Wir dürfen nichts unversucht lassen. Der übrige Theil der Truppe bleibt hier, um die Umgebung zu überwachen, während ich in die Barranca hinunterklettere."

„Ihr beharrt also auf Eurem Entschlusse?"

„Mehr, als je."

„Wie Ihr wollt, John Davis, wie Ihr wollt, obwohl Ihr bei der herrschenden Dunkelheit Gefahr lauft, Euch die Glieder zu zerschmettern."

„Wie Gott will! Er wird mich, wie ich hoffe, schützen."

„Ich hoffe es wie Ihr und will jetzt gehen. Glück auf!"

„Dank, ich wünsche Euch ein Gleiches."

Der alte Ruperto entfernte sich, gefolgt von zwanzig

Grenzstreifern, die sich freiwillig erboten hatten, ihn zu begleiten und verschwand bald in der Dunkelheit.

Das Hinunterklettern in den Abgrund war nichts weniger, als leicht auszuführen. John Davis war ein viel zu erfahrener Waldläufer, um es nicht zu wissen, auch traf er seine Maßregeln demgemäß.

Er steckte nebst seinem Messer eine starke breite Axt in den Gürtel, ließ sich eine Reata mitten um den Leib binden und drei kräftige, fest auf den Boden gestützte Männer faßten das durch mehrere daran geknüpfte Riemen verlängerte Band, nachdem sie es mehrmals um einen Baumstamm geschlungen, in die Hände, um es je nach dem Wunsche des Amerikaners ohne heftige Erschütterung weiter hinunterlassen zu können.

Als letzte Vorsichtsmaßregel zündete Letzterer ein Stück Ocote-Holz an, welches dazu dienen sollte, ihn bei seinem gefährlichen Unternehmen zu leiten. Der Himmel hatte sich so schwarz umzogen, daß man nicht zwei Schritt vor sich sehen konnte.

Nachdem diese letzten Vorbereitungen beendet, drückte der Nordamerikaner mit der Kaltblütigkeit, die seinem Volke eigen ist, die Hände, welche ihm seine Gefährten reichten, bemühte sich durch einige begeisterte Worte denselben neue Hoffnung zu geben, und kniete am Rande des Abgrundes nieder, in welchem er langsam verschwand.

Es ist merkwürdig, wie viel Einfluß die Beleuchtung auf Gegenstände und Umgebungen ausübt. Eine Landschaft, die bei Sonnenschein lachend und friedlich

erscheint, nimmt beim röthlichen Scheine der Fackeln einen phantastischen und geheimnißvollen Anstrich an, welcher dem beherztesten Manne Furcht und Scheu einflößt.

John Davis war sicherlich ein Mann von bewährtem Muthe, sein Leben war ein fortwährender Kampf gewesen, aus welchem er nur mit Aufbietung seiner ganzen Energie und Willenskraft siegreich hervorgegangen war. Als er indessen anfing in die Barranca hinunterzusteigen, durchrieselte ihn ein kalter Schauer, er konnte sich eines furchtsamen Bebens nicht erwehren, das seine Glieder wie ein elektrischer Schlag durchzuckte, er bekämpfte aber diese Anwandlung, die nichts anderes war, als der Trieb der Selbsterhaltung, den Gott in das Herz eines jeden Menschen gepflanzt hat, sowohl des Muthigsten, wie des Furchtsamsten, und kletterte ruhig weiter.

Obwohl er sich, wie wir bereits erwähnten, eine Reata um den Leib hatte binden lassen, war das Hinuntersteigen nichts weniger als leicht, denn der Abhang war schroff, fast senkrecht und er mußte sich wie eine Schlange an jedem Spalt, jedem Grashalme festklammern, um nicht von dem heftig wehenden Winde im leeren Raume hin- und hergeworfen und wie eine Nußschale am Felsen des Abgrundes zerschmettert zu werden.

Besonders der Anfang war für den kecken Abenteurer ebenso gefährlich, als schrecklich: Die Hände und Füße müssen sich an die schwere Arbeit gewöhnen, die

man ihnen auferlegt. Erst allmählich finden oder ahnen sie vielmehr die vorhandenen Stützpunkte. Vorstehende Bemerkung wird denjenigen, welche zu ihrem Glücke nie in den Fall gekommen sind die Erfahrung selbst zu machen, gewagt vorkommen, während alle diejenigen, welche gereist und genöthigt worden sind, Berge hinauf- oder hinabzuklettern, die Wahrheit derselben anerkennen werden. Der Körper findet, sobald man die nöthige Geistesgegenwart bewahrt, bald von selbst das richtige Gleichgewicht, die Füße stützen sich auf festen Grund und die Hände greifen unbedenklich nach den Gräsern und Wurzeln, welche ihnen den nothwendigen Halt bieten.

John Davis war kaum zehn Fuß hinabgestiegen, als er einen ziemlich geräumigen, mit dichtem Gebüsch bewachsenen Vorsprung erreichte. Bis dahin war das Hinuntergleiten sehr rasch von Statten gegangen.

Der Amerikaner beleuchtete den terrassenartigen Vorsprung mit seiner Fackel nach allen Richtungen und fand, daß derselbe ohngefähr eine Ausdehnung von zehn Fuß hatte. Als der Abenteurer hierauf das dichte Gebüsch näher betrachtete, sah er, daß die Spitzen der Aeste auf eine Weise geknickt und verbogen waren, welche verrieth, daß sie einen starken Stoß erlitten hatten.

John Davis orientirte sich und gelangte bald zu der Einsicht, daß nur der Fall zweier schwerer Körper eine so große Lücke verursacht haben könne. Diese Ueberzeugung gab ihm neuen Muth; in so geringer Entfernung vom Rande des Abgrundes mußten die

beiden in die Tiefe gestürzten Feinde noch am Leben gewesen sein. Die Schnelligkeit ihres Falles war durch die Gebüsche natürlich aufgehalten worden; es war denkbar, daß sie ferner auf solche Hindernisse gestoßen und folglich nur allmählich und nicht gefährlich gefallen sein konnten. Die Hypothese war zwar gewagt, aber nicht unmöglich.

John Davis kletterte weiter; der Abhang wurde immer weniger steil und der Abenteurer stieß nicht mehr auf Büsche, sondern auf Bäume, die zu fünfen oder sechsen beisammen standen.

Da John Davis indessen keine Spuren mehr bemerkte, fühlte er sich von einer bangen Besorgniß erfaßt; er fing an zu fürchten, daß die elastischen Zweige der Büsche die Körper der Unglücklichen zurückgeworfen hätten und sie nicht den sanften Abhang hinunter, sondern in den leeren Raum geschleudert worden wären.

Der Gedanke schlug so tiefe Wurzel im Geiste des Amerikaners, daß er sich von einer tiefen Muthlosigkeit erfaßt fühlte und eine Zeit lang kraft- und willenlos am Boden kauerte.

John Davis besaß aber einen zu energischen Charakter und zu unbeugsame Willenskraft, um sich lange von der Verzweiflung beherrschen zu lassen; bald richtete er sich auf, blickte sich entschlossen um und sagte in festem Tone:

„Weiter!"

In dem Augenblicke aber, wo er sich anschickte

tiefer hinabzusteigen, legte er plötzlich große Verwunderung an den Tag und eilte mit einem Schrei auf eine dunkle Masse zu, welcher er bisher nur geringe Beachtung geschenkt hatte.

Wir bitten wegen der Unwahrscheinlichkeit der jetzt folgenden Einzelnheiten nochmals um die Nachsicht des Lesers, versichern aber wiederholt, daß wir nichts erfinden, sondern erzählen und uns begnügen, bei der Wahrheit stehen zu bleiben, ohne uns darauf einzulassen, über die größere oder geringere Wahrscheinlichkeit von Thatsachen zu streiten, welche, so außerordentlich sie auch erscheinen mögen, vollkommen wahr sind.

Der weißköpfige Adler, der klügste und gewaltigste aller Vögel horstet gewöhnlich an den Abhängen der Abgründe oder auf dem Gipfel außerordentlich hoher Bäume, die bis auf eine beträchtliche Höhe ihrer Aeste beraubt sind, aber niemals auf Felsen.

Das starkgezimmerte Nest besteht aus drei bis vier Fuß langen Stöcken, welche mit spanischem Bart, einer Art Mistel, wildem Grase und breiten Rasenstücken ausgepolstert sind.

Wenn das Nest fertig ist, mißt es gewöhnlich sechs bis sieben Fuß im Durchmesser, und häufig ist so viel Material in demselben aufgehäuft, weil dasselbe Nest oft eine Reihe von Jahren immer wieder benutzt wird und in jeder Jahreszeit frischen Zuwachs erhält, daß es fast ebenso tief, als breit ist.

Da das Nest des weißen Adlers sehr schwer lastet,

findet es sich gewöhnlich in der Mitte einer, durch das zufällige Zusammentreffen mehrer starker Aeste gebildeten Gabel.

John Davis hatte mit Hülfe seiner Fackel in einer Entfernung von wenigen Meter und fast auf gleicher Höhe mit der Stelle, wo er stand, das Nest eines weißen Adlers entdeckt, das auf dem Gipfel eines Baumes erbaut war, dessen Stamm sich in eine unabsehbare Tiefe hinabsenkte.

Zwei menschliche Körper lagen quer über jenem Neste.

Der Amerikaner erkannte auf den ersten Blick, daß es die Körper des Jaguar und des mexikanischen Capitains waren.

Sie lagen völlig regungslos da und hielten sich noch immer umfaßt.

Es war kein leichtes Unternehmen zu dem Neste zu gelangen, das von den Wänden des Abgrundes über zehn Meter entfernt war.

John Davis ließ sich aber nicht abschrecken; jetzt, wo er den Körper seines Vorgesetzten entdeckt hatte, wollte er sich um jeden Preis überzeugen, ob er lebend oder todt sei.

Auf welche Weise sollte er sich aber die Gewißheit verschaffen?

Wie sollte er zu dem Baume gelangen, der sich bei jedem Windstoße unheimlich ächzend bewegte?

Nach reiflicher Ueberlegung sah der Amerikaner ein, daß es ihm allein nimmermehr gelingen werde,

den Baum zu erklettern. Er legte daher die Hände trichterförmig an den Mund und stieß den mit seinen Gefährten verabredeten Schrei aus.

Letztere zogen die Reata an sich und nach einer halben Stunde voll unerhörter Anstrengung befand sich Davis wieder bei seinen Gefährten.

Die Grenzstreifer umringten ihn eifrig um ihn nach dem Ausgange seines Unternehmens zu fragen, welchen er sich beeilte, ihnen mitzutheilen und der von den Grenzstreifern mit einem Freudengeschrei aufgenommen wurde.

Jetzt zeigte es sich, wie groß die Anhänglichkeit war, welche jene Männer für ihren Anführer hatten. Ohne sich besprochen, oder verabredet zu haben, griffen Alle nach Fackeln und stiegen, von einem gemeinschaftlichen Antriebe beseelt, in den Abgrund hinunter.

Vermöge der Helligkeit, welche die vielen Fackeln verbreiteten, vorzugsweise aber der Gewandtheit jener Männer, die von Kindheit auf in den Wäldern gelebt hatten und daran gewöhnt waren, zu klettern, erfolgte das Hinuntersteigen ohne neuen Unfall und bald stand die ganze Truppe an der Stelle, wo der Amerikaner das Nest des weißköpfigen Adlers zuerst erblickt hatte. Sie fanden noch Alles in denselben Zustande, wie ihn John Davis geschildert hatte.

Die Körper lagen immer noch unbeweglich und umschlungen da.

Waren sie todt?

Waren sie ohnmächtig?

Das waren die Fragen, welche sich die Umstehenden angstvoll vorlegten, und die Niemand beantworten konnte.

Plötzlich entstand ein heftiges Geräusch und der Boden des Abgrundes wurde plötzlich hell. Ruperto war mit seiner Truppe eben angelangt.

Vermöge des Scheines, den sie an den Wänden des Abgrundes erblickten, entdeckten sie das Adlernest bald und die Wahrheit wurde ihnen klar.

Die Ankunft Ruperto's und seiner Gefährten war ein Lichtstrahl für den Amerikaner, indem jetzt nichts leichter war, als zu dem Neste zu gelangen.

Vier stämmige Abenteurer bewaffneten sich mit Beilen und ließen sich am Abhange des Abgrundes bis zum Fuße des Baumes hinunter, den sie anfingen mit kräftigen Axthieben zu bearbeiten, während John Davis und seine Genossen ihre Reata's über die hohen Aeste des Baumes warfen und denselben allmählich zu sich heranzogen.

Der Baum, welcher am Fuße einen tiefen Einschnitt erhalten hatte, fing an, langsam nachzugeben und neigte sich ohne heftige Erschütterung gegen die Wand des Abgrundes.

John Davis stieg sofort in das Nest, zog das Messer aus dem Gürtel, neigte sich über den Jaguar und hielt die Klinge vor den Mund des jungen Mannes.

Sämmtliche Anwesende schwebten eine Zeit lang

in der tödtlichsten Angst. Es herrschte so tiefe Stille, daß man ihre Herzschläge hören konnte. Sie standen bewegungslos da, blickten den Amerikaner starr an, und hingen athemlos an seinen Lippen.

Endlich erhob sich John und brachte die Klinge des Messers in die Nähe einer Fackel; dieselbe war leicht angelaufen.

„Brüder, er lebt! Er lebt!“ rief er den Uebrigen zu.

Bei dieser Nachricht erhoben die Grenzstreifer ein solches Jubelgeschrei, daß die dadurch aufgeschreckten Nachtvögel sich aus ihren dunklen Schlupflöchern erhoben und mit schwerem Flügelschlage und betäubendem Geschrei hin und wieder flatterten.

Damit war aber noch nicht Alles gethan; jetzt galt es den Jaguar aus dem Abgrunde zu ziehen und in die Schlucht zu bringen.

Wir haben bereits früher gesagt, daß beide Körper eng verschlungen waren.

Die Abenteurer empfanden für den Capitain Melendez wenig Sympathie, indem er die Katastrophe herbeigeführt hatte, deren Opfer der Jaguar beinahe geworden wäre. Man hatte sich daher auch keineswegs bemüht, zu ergründen, ob er todt oder lebend sei und als es galt, auf Mittel zu sinnen, den Körper des Anführers in die Schlucht zu bringen, entspann sich wegen des mexikanischen Officiers eine ernste und sehr stürmische Debatte.

Die Mehrzahl der Abenteurer war der Ansicht,

für den Fall, daß es nicht gelänge, die beiden Körper zu trennen, dem Capitain die Arme durchzuhauen und ihn als Beute für die Raubthiere in den Abgrund zu werfen.

Die Erbittertsten sprachen sogar davon, ihn erst zu erdolchen, um desto sicherer zu sein, daß er nicht entkommen werde.

Einige Grenzstreifer griffen bereits nach ihren Messern und Macheten, um den gefaßten Vorsatz unverzüglich auszuführen.

Plötzlich trat John Davis dazwischen.

„Halt," rief er lebhaft aus, „der Jaguar lebt, ist mithin noch immer Euer Anführer, überlaßt es ihm, nach Gefallen über jenen Mann zu verfügen; wer weiß, ob ihm das Leben des Officiers nicht nützlicher sein wird als sein Tod."

Die Abenteurer ließen sich schwer überreden, den Capitain zu schonen, denn der Gedanke, ihn zu erdolchen und ihm dann die Arme abzuschneiden, hatte einen besonderen Reiz für sie, indessen besaß John Davis hinreichenden Einfluß über sie, um sie endlich zur Einsicht zu bringen, worauf man nur daran dachte, auf welche Weise man die Körper in die Schlucht bringen könne.

Viertes Kapitel.

Zwei Feinde.

Unter allen großartigen Werken der Schöpfung tragen die unermeßlichen Urwälder den Stempel der göttlichen Allmacht am unverkennbarsten.

Das Weltmeer bietet, trotz seiner grenzenlosen Fläche, dem Blicke des Seemannes nur trostlos einförmige Bilder, welche den Geist unheimlich berühren und mit unüberwindlichem Schrecken erfüllen.

Die Berge, welche die Welt durchkreuzen und ihre zerklüfteten, mit ewigem Schnee bedeckten Höhen in die Wolken erheben, flößen nur Furcht ein und bieten dem Reisenden das abschreckende Bild des Chaos und des Umsturzes in der Natur.

Wenn man aber eine jener prachtvollen, grünen Oasen, die man Urwälder nennt, betritt, fühlt man sich von einem Gefühle anbetender Bewundrung und sanfter Schwermuth erfaßt, wenn man die tausend Laubgänge, welche wie die Hallen einer alten, gothischen Kirche in einander gefügt sind und die gewaltigen,

moosbedeckten Stämme der hundertjährigen Eichen erblickt, welche die bald niedrigen und am Boden hinkriechenden, bald hoch in die Lüfte strebenden Säulen derselben bilden.

Von der reineren Luft belebt, welche man in tiefen Zügen einathmet, fühlt man sich von dem wechselvollen Panorama, das sich den Blicken von allen Seiten bietet, unwiderstehlich angezogen; während der Fuß den elastischen Teppich, welchen die modernden Ueberreste der seit Jahrhunderten abgestorbenen Vegetation bilden, mit Behagen betritt, und neue Kraft in Augen und Armen empfindet, sehnt man sich nach dem abenteuerlichen und männlichen Leben der Wildniß. Je tiefer man in das grüne wogende Meer dringt, wo sich das Leben wie eine steigende Brandung allenthalben kund giebt, je erfrischender der kühle Hauch des Waldes in das Blut übergeht und die Glieder stählt, um so tiefer empfindet man den unwiderstehlichen Zauber und die an Anbetung grenzende Liebe, die den Waldläufer an seine Waldheimath fesselt.

Diejenigen, welche sich an das Leben in der Wildniß gewöhnt haben, wollen es nimmermehr verlassen, denn sie haben die Stimmen der Natur verstanden, die geheimsten Schlupfwinkel des Waldes durchforscht und lieben denselben wie der Matrose das Meer liebt. Wenn eine heitere Sonne über der wilden, malerischen Natur lächelt, wenn der blendende Schnee der fernen Höhen wie ein silbernes Band über den grünen Wipfeln erglänzt, wenn die Vögel im Laube

zwitschern, die Insecten im Grase summen und aus den verborgenen Schlupfwinkeln der Raubthiere das Geheul derselben in tiefen Tönen dazwischen klingt, ladet Alles zur Beschaulichkeit und Träumerei ein und die Waldläufer fühlen sich der Gottheit um so näher, als sie den Menschen fern gerückt sind.

Jene kecken Erforscher der Wildniß sind stark organisirte Menschen aus einem Gusse. Die Hindernisse, welche sich ihnen bei jedem Schritte entgegenstellen, zwingen sie zu einer unausgesetzten Thätigkeit und einem fortwährenden Kampfe. Keine Gefahr, kein Hinderniß vermag sie zu schrecken: Sie trotzen den Gefahren, überwinden spielend die Schwierigkeiten, und ihr Leben, das außerhalb des Reiches der Gesetze liegt, welche die Welt regieren, ist eine Kette der seltsamsten Abenteuer und berauschendsten Genüsse und umfaßt die Erfahrungen eines Jahrhunderts in wenigen Augenblicken.

Die Grenzstreifer waren nicht lange unschlüssig, denn dem sinnreichen Geiste jener halbwilden Menschen ist ein zu überwindendes Hinderniß nur ein neuer Sporn.

Man befestigte die Körper der beiden Männer vermittels Reata's auf kreuzweis über einander gelegte Stangen, worauf sie in die Tiefe des Abgrundes hinuntergelassen und an den Rand eines kleinen Baches gelegt wurden, der jene Tiefebene geräuschlos und in tausend Windungen durchfloß.

John Davis, der von Seiten seiner rachsüchtigen Gefährten einen Handstreich befürchtete, übernahm es

selbst, über den Körper des Capitains zu wachen, um gewiß zu sein, daß er wohlbehalten auf festem Boden anlangen würde.

Nachdem die beiden Verwundeten aus dem Adlerneste gehoben worden waren, welches dieselben so wunderbar gerettet hatte, glitten die Abenteurer mit merkwürdiger Geschicklichkeit und Schnelligkeit die Felsenwände hinab und bald war die ganze Truppe am Rande des Baches versammelt.

Der Boden des Abgrundes bildete, wie es im Gebirge häufig der Fall ist, eine ziemlich breite Wiese, die rechts und links von steilen Anhöhen begrenzt war, welche eine Art Schlucht bildeten, die vom Schauplatze des Kampfes aus in der That für einen jähen Abgrund gelten konnte.

John Davis beeilte sich, dem Jaguar ungesäumt die nöthige Pflege zu widmen.

Ruperto erhielt von dem Amerikaner den gemessenen Befehl, sich des Capitains auf gleiche Weise anzunehmen, welchem er, obwohl widerstrebend, Folge leistete.

Während die verschiedenen Ereignisse vor sich gingen, welche wir berichtet haben, war die Nacht vollends verstrichen und die Sonne ging in dem Augenblicke auf, wo die Abenteurer ihre gefährliche Fahrt in die Tiefe bewerkstelligt hatten.

Die Landschaft nahm ihre wahre Gestalt wieder an und statt der öden, unfruchtbaren Gegend, welche man beim unsicheren Scheine der Fackel zu erblicken

geglaubt, breitete sich eine hügelige, üppige, zauberische Prairie vor ihren Blicken aus.

Die Sonne übt auf den menschlichen Organismus einen ungeheuren Einfluß aus; sie verscheucht die düsteren, unheimlichen Gespenster, welche die Nacht heraufbeschworen, erwärmt den Körper und giebt demselben die Biegsamkeit und Kraft wieder, welche die durchdringende Kälte der Nacht gelähmt hat.

Der junge Tag bringt dem Herzen neues Hoffen und stimmte auch die Abenteurer heiter. Ihre Freude steigerte sich noch, als sie die Kisten erblickten, welche die Mexikaner am vergangenen Abende hinuntergestürzt hatten und die zwar zertrümmert waren, aber den größten Theil ihres kostbaren Inhaltes bewahrten, während der Rest hie und da am Boden lag und leicht zu sammeln war.

Der Muth der Mexikaner, ihr Heldentod hatte also zu nichts weiter geführt, als daß sie auf ihrem Posten wacker gefallen waren, ohne durch das Opfer ihres Lebens den Zweck zu erreichen, den sie gehofft hatten.

Bald bot die Prairie ein Bild ungewohnter Regsamkeit; die Abenteurer zündeten Feuer an, errichteten Jakal's und in wenigen Minuten war das Lager fertig.

Die Bemühungen John Davis, seinen Freund ins Leben zurückzurufen, blieben lange ohne Erfolg; der Jaguar hatte indessen keine Wunde erhalten, kein Glied schien gebrochen zu sein, und die tiefe Ohnmacht,

in welcher er lag, rührte wahrscheinlich nur von der heftigen Erschütterung her, die der jähe Sturz herbeigeführt hatte.

Der Amerikaner ließ sich indessen nicht abschrecken, sondern verdoppelte sogar seinen Eifer und nach geraumer Zeit erreichte er den ersehnten Zweck.

Der Jaguar regte sich leise, seine Lippen schienen sprechen zu wollen, er griff mit der rechten Hand nach seiner Stirne, stieß einen tiefen Seufzer aus, öffnete die Augen halb, schloß sie aber bald wieder, weil ihn wahrscheinlich der helle Sonnenschein blendete.

„Er ist endlich gerettet!“ rief der Amerikaner erfreut aus.

Die Abenteurer umdrängten ihren Anführer und beobachteten seine Bewegungen mit ängstlicher Spannung.

Bald öffnete der junge Mann seine Augen wieder, und es gelang ihm mit Hülfe Davis, der seine Absicht errieth, sich aufrecht zu setzen.

Ein leiser, rother Schein färbte seine Wangen; der übrige Theil des Gesichtes blieb todtenblaß. Er blickte sich langsam mit etwas irrem Ausdrucke um, doch konnte man bereits wahrnehmen, daß das Bewußtsein zurückkehre.

„Zu trinken!“ sagte er in mattem, unverständlichem Tone.

John Davis öffnete seine Feldflasche, neigte sich über den Verwundeten und legte sie ihm an die Lippen.

Letzterer that gierig einige Züge, worauf er mit einem befriedigten Seufzer inne hielt.

„Ich glaubte zu sterben," sagte er.

„Ihr wart bei Gott nahe daran," entgegnete John Davis.

„Lebt der Capitain Melendez noch?"

„Ja."

„Wo ist er?"

„Hier."

„In welchem Zustande?"

„Ebenso unversehrt, wie Ihr."

„Desto besser."

„Soll er gehenkt werden?" warf Ruperto ein, der seinen stillen Wunsch nicht unterdrücken konnte.

Der Jaguar machte eine rasche Bewegung, runzelte die Brauen und rief mit mehr Nachdruck, als man von ihm hätte erwarten sollen, aus:

„Ihr haftet mir mit Eurem Leben für jedes Haar, was von seinem Haupte fällt, und steht mir mit Eurem Kopfe für ihn."

Leise und für die Uebrigen unverständlich, fügte er hinzu: „Ich habe es geschworen."

„Schade," entgegnete Ruperto, „ich bin überzeugt, daß es im Lande einen guten Eindruck machen würde, wenn wir den mexikanischen Capitain erhenkten."

Der Jaguar machte eine drohende Geberde.

„Schon gut, schon gut," fuhr der Abenteurer fort, „ich sehe, daß es Euch mißfällt, reden wir nicht

mehr davon. Dem sei, wie ihm wolle, es ist eine sonderbare Grille von Euch."

„Genug!" erwiederte der junge Mann, „Ihr habt meinen Befehl."

„Das genügt allerdings! Erhitzt Euch nicht, Capitain, ich werde gehorchen."

Ruperto entfernte sich brummend, um nach dem Befinden des Verwundeten zu sehen, den man seiner Pflege übergeben hatte und mit welchem er sich, wie man der Wahrheit gemäß bekennen muß, bisher nur wenig beschäftigt hatte.

Als er sich der Stelle näherte, wo der Capitain lag, konnte er sich eines Schreies der Ueberraschung nicht enthalten.

„Was tausend!" sagte er, „der Bursche kann dreist behaupten, daß er ein zähes Leben hat, das steht fest."

Der Capitain war entweder durch die frische Morgenluft, oder aus irgend einem anderen Grunde wieder zur Besinnung gekommen und hatte sich bereits so weit erholt, daß er unter einem Baume aufrecht dasaß.

„Schau!" sagte der Abenteurer näher tretend, „es scheint Euch besser zu gehen, wie?"

„Ja," antwortete der Officier kurz.

„Nun, desto besser; Ihr werdet, wie ich sehe, bald hergestellt sein; Eure Seele muß übrigens verwünscht fest in Eurem Körper stecken, Carramba! denn wir haben Euch von den Pforten der Ewigkeit wieder hergeholt!"

„Wo bin ich?“

„Auf einer prächtigen Wiese, am Rande eines klaren Baches, wie Ihr sehet,“ antwortete der Abenteurer in spöttischem Tone.

„Genug der Frechheit, Schlingel, antwortet bündig auf meine Fragen.“

„Nun, es scheint mir nicht so schwer zu sein, es zu errathen, und man braucht kein Hexenmeister zu sein, um zu sehen, daß wir in dem Lager der Grenzstreifer sind.“

„Ich befinde mich also in der Gewalt der Räuber?“

„Das stimmt!“ entgegnete Ruperto spöttisch.

„Wie heißt der Anführer, dessen Gefangener ich bin?“

„Der Jaguar.“

„Der Jaguar!“ rief der Capitain verwundert aus, „ist er nicht todt?“

„Warum sollte er todt sein, da Ihr doch lebet! Ihr scheint übrigens nicht besonders darüber entzückt zu sein, was? Ihr habt auch gethan, was in Euren Kräften stand, um ihn umzubringen und habt Euch auf Ehre keinen Vorwurf zu machen, wenn er zufällig am Leben geblieben ist.“

Die Worte waren von einem Hohngelächter begleitet, das den Capitain zum heftigsten Zorne reizte.

„Beabsichtigt Euer Anführer mir durch Eure Nähe etwa eine neue Qual zu bereiten?“ fragte er in verächtlichem Tone.

„Ihr verkennt wirklich seine guten Absichten gegen

Euch, er hat mir im Gegentheile aufgetragen, über Eure Gesundheit zu wachen und Euch die rührendste Pflege zu widmen," entgegnete Ruperto ironisch.

„In dem Falle laßt mich allein, ich brauche Eure Dienste nicht und verlange nichts anderes, als Ruhe."

„Wie Ihr wollt, mein schönes Herrchen, das ist natürlich Eure Sache. Da Ihr meine Dienste verschmäht, so stehe ich auch nicht für die Folgen, sondern wasche meine Hände in Unschuld und gehe; mir liegt ebenfalls wenig genug an Eurer Gesellschaft."

Nachdem sich der Abenteurer vor dem Capitain höhnisch verbeugt hatte, drehte er ihm den Rücken zu und murmelte im Fortgehen in den Bart:

„Es ist wahrlich Schade, daß der Capitain nicht erlaubt, den liebenswürdigen jungen Mann zu erhängen, es wäre so bald besorgt gewesen!"

Sobald der Capitain Melendez allein war, stützte er den Kopf in die Hände und bemühte sich, seine Gedanken zu ordnen, welche durch die erlittene Erschütterung gänzlich zerrüttet worden waren.

Allmählich überließ er sich aber einer Art schläfriger Betäubung, welche die nothwendige Folge seines Sturzes war und versank bald in tiefen Schlaf.

Er schlief friedlich mehrere Stunden lang, ohne daß sein Schlummer unterbrochen worden wäre und fühlte sich, als er erwachte, ein vollständig anderer Mensch. Der erquickende Schlaf hatte seine Nerven

beruhigt und seine Kräfte gestärkt, so daß er mit unbeschreiblichem Behagen einige Schritte in die Prairie that.

Mit der geistigen Ruhe war auch sein Muth zurückgekehrt und er fühlte sich aufgelegt, den Kampf von Neuem zu beginnen.

Er bemerkte mit einer gewissen Befriedigung, daß die Abenteurer ihm gestatteten, sich völlig frei zu bewegen und sich keineswegs um ihn zu kümmern schienen.

Ruperto kam jetzt zurück. Er hatte dieses Mal seine spöttische Miene abgelegt und brachte in einem Körbchen Mundvorräthe mit.

Der Abenteurer bot dem Capitain die Speisen mit barscher Höflichkeit an, welcher man aber den Wunsch anmerkte, sich gefällig erweisen zu wollen.

Der Capitain nahm die Mundvorräthe, welche man ihm bot, begierig an und aß mit einem Appetite, über den er sich nach dem erlittenen, jähen Sturze selbst wunderte.

„Sehet," bemerkte Ruperto, „hatte ich nicht Recht, wie ich sagte, daß Ihr bald hergestellt sein würdet? Es geht Euch wie dem Capitain, der so frisch ist, wie ein Floripondio und sich nie wohler gefühlt hat."

„Sagt mir, mein Freund," sagte Don Juan, „ist es mir gestattet, mit Eurem Anführer zu sprechen?"

„Gewiß und zwar um so lieber, als er seinerseits Euch etwas mitzutheilen zu haben scheint."

„Wirklich?"

„Ja, er hat mir sogar befohlen, Euch zu fragen,

ob Ihr, nachdem Ihr gegessen, geneigt wäret, Euch mit ihm zu unterhalten."

„Von ganzem Herzen, ich stehe vollkommen zu Diensten und zwar um so mehr," fügte der Capitain lächelnd hinzu, „als ich sein Gefangener bin."

Das ist freilich nicht zu läugnen. Nun eßt nur ruhig, ich werde unterdessen Euren Auftrag ausrichten."

Ruperto entfernte sich und der Capitain ließ sich die Einladung nicht wiederholen, sondern sprach den Speisen wacker zu.

Seine Mahlzeit war bald beendet und er schritt bereits eine Zeit lang auf und ab, als der Jaguar erschien.

Die beiden Männer begrüßten sich feierlich und musterten sich eine Zeit lang.

Bis jetzt hatten sie sich nur flüchtig gesehen; das Gespräch, welches sie am verflossenen Abende mit einander gehabt, fand in der Dunkelheit statt. Hierauf hatten sie erbittert mit einander gerungen, hatten aber nicht Zeit gehabt, sich mit dem unfehlbaren Blicke zu messen, den sich Diejenigen aneignen, die gewöhnt sind, die Menschen, mit welchen sie verkehren, auf den ersten Blick zu beurtheilen.

Der Jaguar ergriff das Wort:

„Entschuldigt die Einfachheit meiner Bewirthung, Caballero," sagte er, „die Verbannten haben kein anderes Dach, als die grünen Hallen des Waldes."

Der Capitain verneigte sich.

„Ich war weit entfernt," antwortete er, „eine so höfliche Aufnahme von Seiten eines . . ."

Er stockte und wagte nicht, das Wort auszusprechen, was ihm auf der Zunge schwebte, aus Furcht, seinen Wirth dadurch zu verletzen.

„Von Seiten eines Räubers, nicht wahr Capitain?" antwortete der Jaguar lächelnd. „Ihr braucht es nicht zu läugnen, ich weiß wohl, wie man uns in Mexiko nennt; ja, Caballero, heute sind wir Geächtete, Räuber, Grenzstreifer, freie Schützen und was weiß ich Alles. Vielleicht nennt man uns schon morgen Helden und Retter des Volkes, das ist der Lauf der Welt. Lassen wir das aber; wie ich höre, habt Ihr gewünscht, mit mir zu sprechen?"

„Ihr selbst, Caballero, habt, wenn ich nicht irre, den Wunsch ausgesprochen, Euch mit mir zu unterhalten."

„Allerdings, Capitain; ich habe übrigens nur eine Frage an Euch zu richten, wollt Ihr mir versprechen, dieselbe zu beantworten?"

„Bei meiner Ehre, das will ich, wenn es mir möglich ist!"

Der Jaguar bedachte sich eine Weile und fuhr dann fort:

„Ihr haßt mich, nicht wahr?"

„Ich?" entgegnete der Capitain lebhaft.

„Ja!"

„Weshalb glaubt Ihr das?"

„Was weiß ich!" entgegnete der Jaguar verlegen,

„ich schließe es aus tausend Gründen, aus der Erbitterung z. B., mit welcher Ihr vor wenig Stunden nach meinem Leben getrachtet habt."

Der Capitain richtete sich auf, sein Gesicht nahm einen ernsten Ausdruck an, den man bisher nicht wahrgenommen hatte.

„Ich werde offen gegen Euch sein, Caballero, ich habe es versprochen."

„Ich bin Euch im Voraus dankbar dafür."

Der Officier fuhr fort:

„Es kann zwischen uns persönlich kein Haß bestehen, wenigstens ist es von meiner Seite nicht der Fall; ich kenne Euch erst seit gestern, habe Euch erst gestern zum ersten Male gesehen. So viel ich weiß, seid Ihr in mein Schicksal bisher nicht verflochten gewesen. Ich habe mithin keinen Grund, Euch zu hassen. Neben dem Menschen hat aber auch der Soldat seine Rechte: als Officier der mexikanischen Armee . . ."

„Genug, Capitain," fiel ihm der junge Mann lebhaft ins Wort, „Ihr habt mir Alles, was ich zu wissen wünschte, gesagt. Der politische Haß kann zwar erbittert genug sein, währt indessen nicht ewig. Ihr erfüllt Eure Pflicht, wie ich der meinigen zu genügen glaube; dagegen ist nichts einzuwenden. Unglücklicher Weise kämpfen wir nicht neben einander, sondern gehören verschiedenen Parteien an. Das Schicksal hat es so gewollt. Vielleicht hören einst die unglücklichen Spaltungen auf und wer weiß, ob wir dann nicht Freunde werden."

„Das sind wir bereits, Caballero," entgegnete der Capitain mit Wärme, indem er dem Jaguar die Hand reichte.

Letzterer drückte dieselbe herzlich.

„Verfolgen wir die Bahn, welche einem Jedem angewiesen ist," sagte er, „wenn wir aber auch für entgegengesetzte Meinungen kämpfen, wollen wir außerhalb des Kampfes jene Achtung und Freundschaft für einander hegen, wie es ehrlichen Feinden geziemt, die sich mit einander gemessen und gefunden haben, daß ihre Klingen von gleicher Länge sind."

„Es sei," antwortete der Capitain.

„Noch ein Wort," fuhr der Jaguar fort; „ich muß Eure Offenheit mit gleicher Offenheit erwiedern."

„Redet."

„Ihr habt Euch über meine Frage gewundert, nicht wahr?"

„Allerdings, ich gestehe es."

„Nun, so will ich Euch sagen, warum ich sie gethan habe."

„Wozu das?"

„Es ist nothwendig, weil zwischen uns kein Geheimniß mehr bestehen soll. Trotzdem ich Euch hassen sollte, fühle ich mich durch einen geheimen Zug des Herzens, den ich mir nicht erklären kann, zu Euch hingezogen und kann dem Drange nicht widerstehen, Euch ein Geheimniß mitzutheilen, von welchem mein Lebensglück abhängt."

„Ich verstehe Euch nicht, Caballero, Eure Worte dünken mich seltsam. Erklärt Euch um Gottes Willen näher.“

Eine fieberhafte Röthe überflog bei diesen Worten das Gesicht des Jaguar.

„Ich muß Euch gestehen, Capitain, daß ich, wenn Ihr mich auch erst seit gestern kennt, Euren Namen schon vor langer Zeit habe nennen hören.“

Der Officier blickte den jungen Mann fragend an.

„Ja, ja,“ fuhr dieser mit steigender Erregung fort, „sie führt Euren Namen beständig im Munde und redet nur von Euch. Noch vor wenigen Tagen . . . warum sollte ich aber diese Erinnerung heraufbeschwören? Laßt es Euch genügen, wenn ich Euch sage, daß ich sie bis zum Wahnsinn liebe.“

„Carmela!“ murmelte der Capitain.

„Ja!“ rief der Jaguar aus, „und auch Ihr liebt sie.“

„Ich liebe sie,“ antwortete der Officier einfach, indem er die Augen verlegen zu Boden schlug.

Es entstand ein langes Schweigen, doch konnte man leicht errathen, daß Beide einen inneren Kampf kämpften. Endlich gelang es dem Jaguar, den Sturm zu beschwören, der in seinem Herzen tobte und er fuhr in festerem Tone fort:

„Ich danke Euch für Eure offne Antwort, Capitain. Ihr seid ebenso berechtigt, Carmela zu lieben, als ich es zu sein glaube. Möchte uns aber jene Liebe nicht

trennen, sondern enger verbinden. Carmela ist der Liebe eines Ehrenmannes in jeder Hinsicht würdig. Wir wollen sie Beide lieben und offen mit einander wetteifern, ohne Verrätherei und ohne Hinterlist. Wohl Demjenigen, welchem sie den Vorzug giebt. Sie allein soll zwischen uns richten, sie soll der Stimme ihres Herzens folgen, denn sie ist zu einsichtsvoll und rein, um sich zu irren, oder eine falsche Wahl zu treffen."

„Gut!" rief der Capitain feurig aus, „Ihr seid ein Ehrenmann, Jaguar, und was auch geschehen möge, wird es mir stets zur Befriedigung gereichen, Eure biedere Hand gedrückt zu haben und mich zu der Zahl Eurer Freunde rechnen zu dürfen. Ja, ich liebe Carmela innig und aufrichtig und würde mein Leben darum geben, ihre rosigen Lippen lächeln zu sehen. Ich schwöre aber, das großmüthige Beispiel zu befolgen, was Ihr mir gebt und ebenso ehrlich zu kämpfen, wie Ihr."

„Vive Cristo!" entgegnete der junge Mann mit offener ungeheuchelter Freude, „ich wußte wohl, daß wir uns endlich verständigen würden."

„Wir bedurften zu dem Zwecke nur einer Gelegenheit, uns gegen einander auszusprechen."

„Canarios! Ich will hoffen, daß sich dieselbe nicht unter gleichen Bedingungen wiederholen möge, denn es ist ein wahres Wunder, daß wir noch am Leben sind."

„Ich trage durchaus kein Verlangen, die Erfahrung noch einmal zu machen."

„Ich ebenso wenig, das kann ich versichern. Aber die Sonne fängt rasch an zu sinken. Es bedarf nicht der Versicherung, daß es Euch frei steht, zu gehen, wohin Ihr wollt, wenn es nicht Eure Absicht ist, länger bei uns zu weilen. Ich habe ein Pferd für Euch bereit halten lassen, welches Ihr mir erlauben müßt, Euch anzubieten."

„Ich nehme es herzlich gern an, denn Euch gegenüber verleugne ich jede falsche Scham und gestehe, daß ich zu Fuße in der fremden Gegend in große Verlegenheit kommen würde."

„Laßt Euch das nicht kümmern, denn ich will Euch einen Führer mitgeben, der Euch auf den rechten Weg bringen soll."

„Tausend Dank!"

„Wohin wollt Ihr gehen? Wenn Euch meine Frage unbescheiden erscheint, steht es Euch natürlich frei, sie unbeantwortet zu lassen."

„Ich wüßte nicht, weshalb ich es verheimlichen sollte: Ich bin gesonnen, mich ungesäumt zu dem General Rubio zu begeben, welchem ich wegen des Unfalles Bericht erstatten muß, der die Conducta de Plata betroffen, sowie über die furchtbare Katastrophe, deren Opfer ich geworden bin."

„Das ist das Schicksal des Krieges, Capitain."

„Ich mache Euch keinen Vorwurf, sondern gedenke eines unglücklichen Ereignisses, das ist Alles."

„Wenn die Conducta übrigens hätte durch Muth

und Selbstverleugnung gerettet werden können, so wäre es Euch sicherlich gelungen, denn Ihr habt Eure Pflicht wacker gethan."

„Ich danke Euch für Eure lobende Anerkennung."

„Ihr werdet übrigens das Lager des Generals Rubio leicht vor Sonnenuntergang erreichen können."

„So, meint Ihr?"

„Ihr seid von hier kaum drei Stunden von demselben entfernt."

„So nahe?"

„Mein Gott, ja!"

„Ach, wenn ich es gewußt hätte!" rief der Capitain in bedauerndem Tone aus.

„Ja, Ihr wußtet es aber nicht. Warum verweilt Ihr übrigens bei der Erinnerung, da Ihr doch früher oder später Wiedervergeltung üben könnt."

„Ihr habt Recht, das Geschehene ist nicht zu ändern, ich gehe."

„Schon?"

„Ich muß."

„Das ist wahr."

Der Jaguar winkte einem Abenteurer, der in geringer Entfernung stand.

„Das Pferd des Capitains," rief er ihm zu.

Fünf Minuten später kam jener Abenteurer, der kein andrer war, als Ruperto, mit zwei Pferden zurück, von welchen das eine ein prachtvoller Mustang mit schlanken Beinen und feurigen Augen war.

Der Capitain schwang sich mit einem Satze in den Sattel, Ruperto hatte bereits das andere Pferd bestiegen.

Die beiden Feinde, welche nun Freunde geworden waren, drückten sich ein letztes Mal die Hand und nachdem der Capitain einen herzlichen Abschied genommen, ließ er seinem Thiere die Zügel schießen.

„Ich verbitte mir alle schlechten Scherze, Ruperto,“ sagte der Jaguar in gebietendem Tone zu dem Abenteurer.

„Schon gut, schon gut!“ brummte dieser statt aller Antwort.

Die Reiter verließen die Prairie. Der Jaguar folgte ihnen, so lange er sie sehen konnte, mit den Blicken und kehrte dann gedankenvoll in den Jakal zurück, der ihm als Zelt diente.

Fünftes Kapitel.

Der General Rubio.

Wir wollen, da sich eine günstige Gelegenheit dazu findet, einige Worte über die militairische Organisation der Vereinigten Staaten von Mexiko einflechten. Dieselbe war ebenso seltsam constituirt, wie das ganze Getriebe, vermittels dessen jene excentrische Republik verwaltet wird.

Der Soldatenrock pflegt im Allgemeinen der großen Menge zu gefallen. Das Leben des Soldaten scheint von dem gewöhnlichen Leben der Menge so unabhängig und verschieden zu sein, daß sich alle Völker mehr oder weniger durch den blitzenden Tand der Stickereien und Epauletten, das Rollen der Trommel und die schmetternden Töne der Hörner blenden lassen.

Namentlich lieben es die noch in der Kindheit begriffenen Völker, mit wehendem Federbusche und rasselndem Säbel das Schlachtroß zu tummeln.

Der Kampf zwischen Mexiko und Spanien wüthete zehn Jahr lang mit derselben Erbitterung und Beharrlichkeit.

Die Mexikaner, welche von ihren Bedrückern in der größten Knechtschaft erhalten wurden, waren zur Zeit der Revolution ebenso unwissend, wie zur Zeit der Eroberung. Die Meisten wußten kaum, wie man eine Flinte ladet und Keiner hatte je Schießgewehre in Händen gehabt.

Von dem heißen Durste nach Freiheit angespornt, der in ihren Herzen glühte, machten sie indessen rasche Fortschritte in der Kriegskunst und die Spanier erfuhren bald zu ihrem Nachtheile, daß die elenden, von Priestern und Pfarrern geführten Guerillas, welche anfangs größtentheils nur mit Lanzen und Pfeilen bewaffnet waren, endlich im Stande waren ihre Peloton-Feuer zu erwiedern, sich wacker umbringen zu lassen, ohne einen Zoll breit zu weichen und ihnen im Einzelkampfe bedeutenden Schaden zu thun.

Die Begeisterung und der Haß gegen die Bedrücker hatte alle waffenfähigen Männer in Soldaten verwandelt.

Sobald die Unabhängigkeitserklärung erfolgt und der Krieg beendet war, hatte die Armee ihre Rolle in einem Lande ausgespielt, welches, weil es keine unmittelbaren Nachbarn hatte, weder Ueberfälle noch fremde Einmischungen in seine inneren Angelegenheiten zu fürchten brauchte.

Die Armee hätte daher die Waffen, mit welchen sie die Freiheit des Landes so tapfer erfochten hatte, bei Seite legen und friedlich in ihre Häuser zurückkehren



sollen. Es war eine Pflicht, deren Erfüllung man von ihr erwartete, aber vergebens.

Die Armee war sich ihrer Kraft bewußt und wollte die drohende Stellung behaupten, welche sie angenommen hatte und gleichfalls Bedingungen vorschreiben.

Sobald kein Feind mehr zu bekämpfen war, warf sie sich aus eigner Machtvollkommenheit zur Lenkerin der Schicksale des Landes auf, welches zu vertheidigen sie berufen war.

Jetzt trat jene Epoche der Pronunciamento's ein, welche Mexiko in ihre unheilvolle Gewalt riß und das Land unwiderstehlich in den Abgrund zog, in welchen es endlich untergehen und nicht nur die theuer erkaufte Freiheit, sondern auch seine Volksthümlichkeit verlieren wird.

Die Armee schuf Revolutionen um die Officiere der Armee zu befördern, und vom Unterlieutenant bis zum Divisions-General bediente sich Jeder des Pronunciamento als einer Staffel, um sich zu einem höheren Grade empor zu schwingen. Der Lieutenant wollte Capitain, der Capitain Oberst, der Oberst General und der General Präsident der Republik werden. Häufig giebt es drei bis vier Präsidenten zu gleicher Zeit, ja zuweilen fünf bis sechs. Ein einziger Präsident würde ein wahres Wunder, ein rara avis sein. Ich glaube, daß seit der Unabhängigkeitserklärung kein Präsident sechs Monate hinter einander über den gesammten Staatenbund geherrscht hat.

Aus einer solchen Lage der Dinge ist eine große Mißachtung der Armee entstanden und so ehrenhaft das Waffenhandwerk zur Zeit des Kampfes mit den Spaniern war, so wenig geachtet ist es jetzt. Die Armee sieht sich in Folge dessen genöthigt, ihre Rekruten aus der niedrigsten Klasse der Gesellschaft auszuheben, d. h. aus den Räubern, den Lepero's und selbst den wegen Diebstahl oder Mord verurtheilten Elenden.

Jene Leute nehmen mit einem höheren Grade nur ein anderes Kleid an und behalten in der Stellung, welche ihnen der Zufall anweist, ihre Laster und gemeinen Sitten. Die jungen Leute aus guter Familie entschließen sich daher nur schwer, zur Epaulette zu greifen und verschmähen es, sich einem Berufe zu widmen, der in der Meinung der Welt so gering geachtet wird.

In einem so mangelhaft organisirten Corps, wo es keine Mannszucht, ebenso wenig, wie militairische Kenntnisse giebt, kann es, wie auch hier die Erfahrung lehrt, keinen kameradschaftlichen Sinn geben. Dennoch ist jene Armee gut gewesen und zählt viele glänzende Heldenthaten in ihren Dienstregistern; die Soldaten und Officiere derselben haben in den bedenklichen Kämpfen des Unabhängigkeitskrieges unzweifelhaften Muth bewiesen.

Jetzt ist aber das Alles vorüber, die Pflicht wird verachtet und das Ehrgefühl, jener Hauptsporn eines Soldaten, mit Füßen getreten. Das Duell, jenes Uebel, welches bis zu einem gewissen Punkte nothwendig ist, um dem Kleide Achtung zu verschaffen, was der Soldat

trägt, ist bei den härtesten Strafen verboten und wenn man einen mexikanischen Officier ohrfeigt, oder ehrlos nennt, läuft man keine andere Gefahr, als die, meuchlings ermordet zu werden.

Ein echter Soldat bedarf einer langen Lehrzeit; erst nach langen und ernsten Studien, wenn er die härtesten Entbehrungen getragen, und dem Tode wiederholt in's Auge geschaut hat, erwirbt er jene Kenntnisse und Kaltblütigkeit, die ihn in den Stand setzen, sein Leben rückhaltlos zu opfern und die Pflichten eines echten Soldaten zu erfüllen.

Der ganze Lebenszweck eines mexikanischen Officiers beschränkt sich auf den Wechsel der Schärpe. Der Oberst trägt eine rothe, der Brigade-General eine grüne und der Divisions-General eine weiße Schärpe. Der letzteren Farbe zu Liebe werden sämmtliche Pronunciamento's veranlaßt.

Der schlechtgekleidete, schlechtgenährte und schlechtbesoldete mexikanische Soldat ist eine wahre Plage für den Bürger, den er unter den geringfügigsten Vorwänden schamlos ausbeutet.

Man wird, nach dem, was wir gesagt haben, begreifen, wie schrecklich für Jeden eine so zügellose bewaffnete Macht sein muß, die keinen Zwang kennt, das Gesetz verachtet und mit Füßen tritt, und der gegenwärtige Zustand Mexiko's liefert einen unwiderleglichen Beweis für die Wahrheit unserer Behauptung.

Wir haben uns jeder Persönlichkeit enthalten und

nur vom allgemeinen Standpunkte aus sprechen wollen, indem wir uns begnügten, bestehende Thatsachen anzuführen. Jene unglückliche Armee zählt allerdings etliche verdiente und achtungswerthe Officiere; es sind aber Perlen im Kothe und die Zahl derselben so gering, daß wir deren, wenn wir sie Alle namhaft machen wollten, kaum hundert zusammenbringen würden. Dieser Zustand ist um so beklagenswerther, als Mexiko seinem Untergange täglich näher kommt und das Uebel, was an den Kräften jenes schönen Landes zehrt, bald unheilbar sein wird. Der unvermeidliche Untergang desselben wird nicht durch fremde Streiche, sondern durch die eignen Kinder herbeigeführt werden.

Der General Don Jose Maria Rubio zeichnete sich auf keine Weise vor den übrigen mexikanischen Officieren aus, sondern hatte vor denselben nur den allerdings bedeutenden Vortheil voraus, daß er ein alter Soldat aus dem Befreiungskriege war. Die Erfahrung ersetzte bei ihm in reichem Maße, was ihm an Kenntnissen gebrach.

Seine Geschichte ist einfach und wir lassen sie hier in wenigen Worten folgen:

Er war der Sohn eines Evangelista oder öffentlichen Schreibers in Tampico und hatte unter der Aufsicht seines Vaters mit großer Mühe ein wenig Lesen und Schreiben gelernt. Jener geringe Schein von Erziehung sollte ihm später von großem Nutzen sein.

Der große Aufstand, welchen der berühmte Pfarrer

Hidalgo hervorrief, derselbe, welcher den Anfang der Revolution machte, fand zu einer Zeit statt, wo sich der junge Jose Maria in der Umgegend Tampico's umhertrieb und zu den seltsamsten Gewerben seine Zuflucht nahm, um sein Leben zu fristen. Der junge Mann, der bereits Maulthiertreiber, Fischer und vor allem Schwärzer gewesen war, empfand den berauschenden Einfluß des Pulverdampfes und den gewaltigen Zauber, welchen Hidalgo auf Alle ausübte, die sich ihm nahten. Er warf sein Gewehr über die Schulter, setzte sich auf das erste, beste Pferd, dessen er habhaft werden konnte und schloß sich getrost den revolutionairen Truppen an. Von der Zeit an war sein Leben nur noch ein fortwährender Kampf.

Vermöge seines Muthes, seiner Energie und Geistesgegenwart wurde er bald einer der Guerillos, die von den Spaniern am meisten gefürchtet wurden. Er war stets der Erste beim Sturme, der Letzte beim Rückzug. Als Anführer einer Cuadrilla, die aus auserwählten Männern bestand, welche die keckten und verwegensten Thaten wie ein Kinderspiel betrachteten und vom Glücke fortwährend begünstigt, das dem Kühnen immer hold ist, wurde Jose Maria bald der Schrecken der Spanier, welche schon vor dem Klange seines Namens erbebten.

Nachdem er unter sämmtlichen Helden des Befreiungskrieges gedient und sich an ihrer Seite wacker geschlagen hatte, begrüßte ihn der Frieden als Brigade-General.

Der General Rubio war nicht ehrgeizig, sondern ein wackrer Soldat, der seinen Beruf leidenschaftlich liebte und der nur beim Rasseln der Trommeln dem Blitzen der Waffen und dem ganzen Treiben des Soldatenlebens glücklich sein konnte.

Während des Kampfes fiel ihm nie ein, daß der Krieg einst aufhören werde und fühlte sich daher, als der Frieden erklärt und die Unabhängigkeit verkündet wurde, ebenso rathlos, als er verwundert war.

Der würdige General blickte um sich. Jedermann schickte sich an sich in den Kreis seiner Familie zurück zu ziehen um den so theuer erkauften Frieden zu genießen. Don Jose Maria würde ihrem Beispiele gern gefolgt sein. Seine Familie war aber die Armee, er hatte oder wußte von keiner andern. Während des zehnjährigen Kampfes hatte der General seine sämmtlichen Verwandten aus den Augen verloren. Sein Vater, dessen Tod er zufällig erfahren hatte, war der einzige, welcher Einfluß genug über ihn gehabt, um ihn zu bestimmen, die militairische Laufbahn aufzugeben. Das väterliche Dach war verödet und nichts fesselte ihn an die Provinz; er blieb daher bei der Fahne, nicht aus Ehrgeiz, wir wiederholen es, denn der wackere Soldat ließ sich selbst die Gerechtigkeit widerfahren anzuerkennen, daß er eine weit angesehenere Stellung erlangt habe, als er je hoffen durfte zu erreichen, sondern um nicht verlassen zu sein und sich nicht von alten Freunden zu trennen,

mit welchen er so lange gelitten, gekämpft, mit einem Worte, gute und böse Stunden getheilt hatte.

Die verschiednen Anführer, welche sofort nach beendetem Kriege anfingen nach der Gewalt zu trachten und den Sitz des Präsidenten nach der Reihe bestiegen, waren weit entfernt, sich vor dem General zu fürchten, dessen einfacher, ehrlicher Charakter ihnen bekannt war, sondern bemühten sich im Gegentheile um seine Freundschaft und ließen es sich angelegen sein, ihm Beweise ihrer thätigsten und aufrichtigsten Zuneigung zu geben, indem sie fest überzeugt waren, daß es ihm nie einfallen würde, ihre Gunst zu mißbrauchen.

Zu der Zeit, wo der Aufstand in Texas anfing zu gähren und das Verlangen nach Unabhängigkeit immer unverhohlener hervortrat, schickte die mexikanische Regierung, welche durch die mit der Aufsicht über jenen Staat beauftragten Agenten geflissentlich getäuscht wurde, nur unzureichende Truppen hin, um die Ordnung herzustellen und den Unruhen zu steuern. Bald nahm aber der Aufstand einen so unverkennbar revolutionairen Charakter an, daß es der Präsident der Republik für dringend nöthig erachtete, einen entscheidenden Schritt zu thun. Dazu war es unglücklicher Weise zu spät, die Unzufriedenheit hatte mehr und mehr um sich gegriffen und schon galt es nicht mehr, einen Aufstand zu dämpfen, sondern eine Revolution zu unterdrücken, was keineswegs dasselbe ist.

Der Präsident der mexikanischen Republik mußte

auf seine Unkosten erfahren, daß jede sociale Frage eine andere Gewalt besitzt, als die rohe Kraft der Waffen; nämlich die der zur Reife gediehenen Idee, deren Stunde geschlagen hat. Die nach Texas abgeschickten Truppen wurden geschlagen und von allen Seiten zurückgedrängt; kurz, sie sahen sich gezwungen, dem Aufruhr Schritt für Schritt zu weichen, Zugeständnisse zu machen und schließlich schmählich das Feld zu räumen.

Die Regierung konnte und wollte eine so schmachvolle Niederlage von Seiten schlecht bewaffneter und mangelhaft eingeübter Truppen nicht dulden und beschloß, einen letzten entscheidenden Versuch zu machen.

Man concentrirte starke Truppenmassen an den Grenzen von Texas und entwickelte, theils um die Insurgenten zu schrecken, theils um sie mit einem Schlage zu vernichten, einen großen Aufwand militairischer Macht.

Jetzt nahm aber der Krieg eine andere Wendung: Die Einwohner von Texas, welche größtentheils aus Nordamerikanern bestanden, waren gewandte Jäger, unermüdliche Fußgänger und anerkannt geschickte Schützen. Statt der mexikanischen Armee in Schlachtordnung entgegen zu treten und ihr dadurch Gelegenheit zu bieten, ihre Kriegskunst zu entwickeln und sie zu vernichten, trennten sie sich in kleine Truppen und begannen einen Kampf voll Scharmützel, Hinterlist und Hinterhalten auf ähnliche Weise, wie der Krieg in der Vendee.

Die erste Folge eines solchen Verfahrens war, daß die Soldaten durch beständige Märsche und Gegenmärsche bedeutend ermüdet wurden und durch den Kampf mit einem ungreifbaren Feinde, den sie überall gegenwärtig wußten, ohne ihn je zu Gesicht zu bekommen, den Muth vollständig verloren.

Die Lage der Armee wurde immer bedenklicher. Jene geächteten Männer, welche man mit der Bezeichnung Räuber, Grenzstreifer und freie Schützen brandmarkte und mit den nichtswürdigen Verbrechern auf eine Stufe stellte, von welchen es in jenem Lande wimmelt, gewährten, da man gegen sie als gegen gemeine Sträflinge verfuhr, keine Gnade, sondern schossen ihre Feinde unbarmherzig nieder, wo sie sich immer derselben bemächtigen konnten. Jene Männer hatten jetzt nicht nur eine strenge Ordnung eingeführt, sondern sich im Kampfe bewährt und waren sich des Beifalles ihrer Mitbürger bewußt, welche über ihre Erfolge jubelten und ihnen den Sieg aufrichtig wünschten. Sie ließen daher jetzt das Banner der Freiheit stolz wehen und nach manchem Treffen hatten sie nicht nur die Reihen der gegen sie geschickten Truppen gelichtet, sondern zwangen dieselben, sie als die Verfechter einer ehrenvollen Sache anzuerkennen. Der Präsident wählte endlich unter den zahlreichen Generälen der Republik den einzigen Mann, der im Stande war, die Verluste auszugleichen, welche die Regierung allmählich erlitten hatte. Der General Don Jose Maria Rubio wurde zum Oberbefehlshaber der

Truppen ernannt, welche beauftragt waren, gegen Texas zu marschieren.

Diese Wahl war in jeder Beziehung eine glückliche; der General war ein Biedermann und wackrer Soldat, mithin unfähig, sich bestechen zu lassen, wie hoch der Preis auch sein mochte. Man hatte daher von seiner Seite keinen Verrath zu fürchten, wie ihn andere, weniger gewissenhafte und habgierigere Menschen, wie er, mehrfach bei früheren Veranlassungen begangen hatten. Don Jose Maria kannte als alter Soldat aus dem Befreiungskriege und früherer Parteigänger die Kriegslisten der Guerillas genau und war vollständig geeignet die Gegner, welche er zu bekämpfen hatte, mit Aussicht auf Erfolg zu bekriegen.

Unglücklicher Weise hatte man sich zu jener Wahl sehr spät entschlossen.

Obwohl der General die ungeheure Verantwortlichkeit recht gut begriff, die er übernahm, ließ er sich nicht abschrecken, sondern trat seinen schwierigen Beruf entschlossen an.

Gewisse Menschen besitzen unbestritten die Gabe, sich der Lage, in welcher sie sich befinden, anzupassen; ihr Gesichtskreis scheint sich mit den Umständen zu erweitern und da sie zu großen Dingen geboren sind, scheinen sie den Ereignissen stets gewachsen zu sein.

Der General besaß jene unschätzbare Gabe; er beurtheilte seine Feinde auf den ersten Blick mit jener Kaltblütigkeit, welche die gewaltigste Waffe eines alten Sol-

daten ist und sein Plan war in wenigen Augenblicken entworfen.

Er befolgte sofort eine ganz andere Taktik, als seine Vorgänger und nahm ein System an, das dem ihrigen geradezu entgegengesetzt war.

Statt seine Soldaten durch zweck- und erfolglose Märsche zu ermüden, bemächtigte er sich der festen Stellungen, verstreute seine Truppen auf eine ziemlich weite Strecke in verschiedene Cantonnirungsorte, welche aber nicht zu weit von einander entfernt waren, damit sich jede Truppenabtheilung für den Fall eines Angriffes Verstärkung verschaffen und sogar die ganze Armee im Nothfalle binnen vierundzwanzig Stunden zusammengezogen werden konnte.

Nachdem er jene Maßregeln ergriffen und seine Leute stets bei der Hand hatte, beobachtete er kluger Weise eine abwehrende Stellung und blieb, statt vorzudringen, ruhig liegen, um mit unermüdlicher Geduld eine günstige Gelegenheit abzuwarten den Feind zu überrumpeln und zu vernichten.

Die Insurgentenführer erkannten bald, wie gefährlich diese neue, kluge Taktik für sie sei. Man hatte in der That die Rollen gewechselt: Die Aufständischen wurden nicht mehr angegriffen, sondern sahen sich gezwungen, selbst anzugreifen und verloren dadurch die Vortheile ihrer Stellung, indem sie genöthigt waren, Truppen zu concentriren und militairische Kräfte zu entwickeln, was ihrer gewohnten Kriegsführung widersprach.

Wenn die jüngeren Officiere über den Operationsplan des Generals murrten und seiner Vorsicht spotteten, antwortete Letzterer lächelnd, daß er keine Eile habe, daß der Krieg überhaupt ein Wettkampf der Schlauheit sei, bei welchem der Listigste den Anderen anführe und man müsse sich nicht aus eitler Ruhmsucht verleiten lassen, den Erfolg eines Unternehmens auf's Spiel zu setzen, der bei einiger Geduld nicht ausbleiben könne.

Die Insurgenten, welche sich durch das neue System des Befehlshabers der mexikanischen Armee zur Unthätigkeit verdammt sahen, versuchten wiederholt seine Verschanzungen anzugreifen und ihn aus seiner Stellung zu locken. Der General begnügte sich aber, ihnen möglichst viel Leute zu tödten und ließ sich nicht verleiten nur einen Schritt vorzugehen.

Die Conducta de Plata, welche der Capitain Melendez beauftragt war, zu escortiren war für die bedrängte Regierung von großer Wichtigkeit; dieselbe mußte um jeden Preis gerettet und unversehrt nach Mexiko transportirt werden und zwar um so mehr, als seit einiger Zeit die Geldsendungen aus Texas immer seltener wurden und in Kurzem drohten, ganz aufzuhören.

Der General Rubio sah sich gegen seinen Willen gezwungen, das bisher befolgte System aufzugeben. Da er wußte, daß die Insurgenten gleichfalls in großer Geldnoth waren und die nach Mexiko bestimmten Millionen von der größten Wichtigkeit für sie waren, zweifelte er

nicht, daß sie, sobald sie von dem Vorüberkommen der Conducta unterrichtet wären, Alles aufbieten würden, um sich derselben zu bemächtigen; es war daher wichtig, ihre Absicht zu vereiteln und die Conducta zu retten. Der General zog daher ein bedeutendes Armee=Corps zusammen, stellte sich an die Spitze desselben und rückte in Eilmärschen bis zum Eingange der Schlucht vor, in welcher sich die Insurgenten, wie seine Spione meldeten, in Hinterhalt legen wollten. Hierauf schickte er, wie wir bereits früher erzählt haben, einen wie er meinte, sicheren Mann an den Capitain Melendez ab, um ihn von seiner Absicht zu benachrichtigen und ihn zu warnen.

Wir haben bereits in den Grenzstreifern berichtet, wie die Sache verlaufen und wie würdig der Bote des Generals des Vertrauens war, das sein Vorgesetzter in ihn gesetzt hatte.

Das mexikanische Lager breitete sich in Mitten einer reizenden Ebene aus, die der Schlucht gegenüber lag, welche die Conducta, der Weisung des Generals gemäß, passiren sollte.

Es war bereits Abend, die Sonne seit einer Stunde untergegangen, als Don Jose, den das Ausbleiben des Capitains besorgt machte, und der, von einer bangen Ahnung getrieben, bereits Kundschafter nach verschiedenen Richtungen ausgesandt hatte, um ihm Nachricht zu bringen, mit steigender Unruhe in seinem Zelte auf= und abging und leise vor sich hin fluchend und schimpfend

zuweilen mit gerunzelten Brauen stehen blieb, um jenen unzähligen Lauten der Nacht zu lauschen, die ohne sichtbaren Grund aufsteigen und wie von den Flügeln der Djinns getragen, vorüber rauschen.

Der General Don Jose Maria Rubio war ein noch junger Mann; er zählte ohngefähr zweiundvierzig Jahre, obwohl die Strapazen des Feldlebens sein offnes, martialisches Gesicht stark mitgenommen hatten und ihn älter erscheinen ließen. Seine Gestalt war hoch und wohlgebildet, seine Glieder nervig und ebenmäßig, wodurch er im Verein mit seiner breiten, gewölbten Brust ein sehr kräftiges Aussehen gewann. Sein kurzgeschorenes Haar fing an, sich mit Grau zu mischen, aber der Blick seines schwarzen, feurigen Auges verrieth noch ebenso viel Jugendkraft, als Intelligenz.

Seine Kleidung war gegen die Gewohnheit der höheren mexikanischen Officiere, die bei jeder Gelegenheit mit einem großen Aufwande von Stickereien prunken und mit Federn und Vergoldung überladen sind, wie herumziehende Quacksalber (man verzeihe uns den Vergleich) so schlicht und einfach, daß seine Heldengestalt dadurch ein Ansehen von Wohlwollen und Hoheit gewann, die dem Befehlshaber einer Armee so wohl ansteht.

Ein Säbel und ein Paar Sattelpistolen waren quer über eine Landkarte geworfen, die auf einem in der Mitte des Zeltes stehenden Tische ausgebreitet war und zu welcher sich der General während seiner unruhigen Wanderung wiederholt hinabbeugte.

Der anfangs entfernte, dann aber schnell näher kommende Hufschlag eines Pferdes ließ sich vernehmen. Die vor dem Zelte aufgestellte Schildwache schrie: „Wer da?“ Der Reiter stieg ab und bald wurde der Eingangsvorhang des Zeltes zurückgeschlagen und ein Mann zeigte sich.

Es war der Capitain Don Juan Melendez.

„Da seid Ihr endlich!“ rief der General mit heiterer Miene aus.

Als er aber in den Zügen des Officiers die tiefste Traurigkeit ausgesprochen sah, blieb der General, der im Begriffe war, ihm entgegenzugehen, stehen und seine Miene verfinsterte sich.

„Oho!“ sagte er, „was ist geschehen? Ist der Conducta ein Unfall zugestoßen, Capitain?“

Der Officier senkte den Kopf, ohne zu antworten.

„Was soll das heißen, Caballero?“ rief der General entrüstet aus, „seid Ihr etwa stumm geworden?“

Der Capitain faßte sich mit Gewalt.

„Nein, General,“ antwortete er.

„Die Conducta, wo ist die Conducta?“ fuhr jener heftig fort.

„Genommen!“ entgegnete Don Juan in dumpfem Tone.

„Vive dios!“ rief der General aus, indem er ihm einen fürchterlichen Blick zuwarf und mit dem Fuße stampfte. „Die Conducta ist genommen und Ihr lebt und kommt her, mir es zu melden?“

„Es ist mir nicht gelungen, mich tödten zu lassen.“

„Ich glaube bei Gott, wahrhaftig,“ fuhr der General höhnisch fort, „daß Ihr nicht die geringste Verletzung davon getragen habt.“

„Das ist wahr.“

Der General schritt hastig und in der höchsten Aufregung im Zelte auf und ab.

„Und Eure Soldaten, Caballero?“ fuhr er nach einer Weile fort, indem er vor dem Officier stehen blieb und ihn scharf ansah, „sie haben wohl nach dem ersten Schusse feige die Flucht ergriffen?“

„Meine Soldaten sind todt, General.“

„Wie! Was sagt Ihr da?“

„Ich sage, General, daß sich meine Soldaten bis auf den letzten Mann haben tödten lassen, um das Gut, was ihrer Ehre anvertraut war, zu vertheidigen.“

„So, so,“ antwortete der General, „sie sind also alle todt?“

„Ja, General, sie liegen sämmtlich auf blutigem Felde, ich bin von fünfzig treuen, wackeren Soldaten der einzige Ueberlebende.“

Es trat eine neue Pause ein, der General kannte den Capitain zu gut, um an seinem Muthe und an seiner Treue zu zweifeln, er fing an, Verrath zu ahnen.

„Ich hatte Euch aber einen Führer geschickt,“ sagte er endlich.

„Ja, General; jener Führer hat uns eben in die Falle gelockt, welche uns die Insurgenten gestellt hatten.“

„Tod und Teufel! Wenn der Nichtswürdige . . .

„Er ist todt,“ fiel ihm der Capitain in's Wort, „ich habe ihn getödtet.“

„Gut; aber in der Geschichte bleibt mir immer etwas dunkel.“

„General,“ rief der junge Mann lebhafter aus, „wenn auch die Conducta verloren ist, so war der Kampf glorreich für den mexikanischen Namen. Unsere Ehre hat nicht gelitten, nur die Uebermacht hat uns bezwungen.“

„Hört, Capitain, Ihr seid ein über jeden Verdacht erhabener Mann, an welchem nicht der geringste Flecken haftet. Ich würde mich im Nothfalle für Eure Ehrlichkeit und Euren Muth selbst gegen Alle verbürgen. Erzählt mir offen und unumwunden, was geschehen ist, ich werde Euren Worten glauben. Berichtet mir den Vorfall in allen Einzelnheiten, damit ich wisse, ob ich Euch bedauern, oder bestrafen soll.“

„So hört mich denn an, General; ich schwöre Euch aber zu, daß ich mir vor Euern Augen eine Kugel durch den Kopf jage, wenn Ihr nach Anhörung meines Berichtes noch im Geringsten an meiner Ehre und der Treue meiner Soldaten zweifelt.“

„Vor allen Dingen redet, Caballero, es wird sich dann schon zeigen, was Ihr zu thun habt.“

Der Capitain verneigte sich und begann seine Erzählung.

Sechstes Kapitel.

Der Rath der Jäger.

Wir kehren jetzt zu Ruhig zurück, welchen wir bereits zu lange vernachlässigt haben.

Ruhig hatte sich von seinen Freunden zwei Flintenschüsse vor dem Lager der Insurgenten getrennt und sich vorbehalten, Carmela nöthigen Falles herbeizurufen. Das war aber nicht nothwendig gewesen. Der junge Mann bewilligte, obwohl widerstrebend, Alles, was der Canadier von ihm verlangte, worüber Letzterer sehr erfreut war, indem er eine stille Abneigung hatte, die jungen Leute zusammenzubringen.

Der Jäger stand, sobald sein Gespräch mit dem jungen Häuptling der freien Schützen beendet war, auf und verließ, trotzdem ihn der Jaguar dringend bat, zu bleiben, das Lager desselben.

Der Jäger stieg wieder auf sein Pferd und kehrte, halb befriedigt über den Erfolg seines Besuches gedankenvoll nach der Stelle zurück, wo seine Freunde lagerten.

Letztere erwarteten ihn voll Besorgniß und besonders Carmela empfand eine unbeschreibliche Angst.

In dem Herzen des jungen Mädchens waltete, vielleicht ohne daß sie sich dessen bewußt war, ein seltsamer Widerspruch vor, welchen wahrscheinlich nur Frauen im Stande sein würden, zu erklären. Sie empfand sowohl für den Jaguar, als für den Capitain Melendez ein Gefühl, was sie sich scheute, näher zu beleuchten, das indessen bewirkte, daß ihr das Schicksal beider Männer in gleichem Grade am Herzen lag und sie eine Begegnung zwischen ihnen fürchtete, gleichviel zu welchem Resultate sie führen würde.

Trotzdem hätte sie offenbar den Beweggrund ihrer Handlungsweise nicht anzugeben vermocht, wenn man sie darum befragt und wenn man ihr gesagt hätte, daß sie den Einen oder Anderen der beiden Männer liebe, so würde sie es mit vollster Ueberzeugung geläugnet haben.

Indessen fühlte sie sich, wenn auch vielleicht aus verschiedenen Gründen zu Beiden unwiderstehlich hingezogen; sie erbebte, wenn dieselben nahten, der Klang ihrer Stimme erfüllte sie mit Entzücken und wenn sie lange ohne Nachricht von ihnen blieb, wurde sie traurig, unruhig und gedankenvoll, während sie sich in ihrer Nähe so sorglos und heiter wie ein Vogel fühlte.

War es Freundschaft, war es Liebe? Wer weiß!

Ruhig fand seine Freunde in einer schmalen Lichtung, wo sie behaglich an einem großen Feuer saßen und ihre Abendmahlzeit bereiteten. Carmela saß etwas abseits und überblickte ungeduldig den Pfad, auf welchem der Jäger, wie sie wußte, wiederkehren mußte.

Sobald sie ihn erblickte, stieß sie einen halb erstickten Freudenschrei aus und wollte ihm entgegen eilen, hielt aber plötzlich inne und verbarg sich erröthend und beschämt hinter ein Floripondios-Gebüsch.

Ruhig stieg gelassen vom Pferde, nahm seinem Thiere den Zügel ab und forderte es durch einen freundschaftlichen Schlag auf, sich denen seiner Gefährten zuzugesellen, worauf er sich neben Treuherz setzte.

„Gott sei Dank, daß ich wieder da bin," sagte er, „das hat Mühe gekostet."

„Ihr habt doch keine Gefahr bestanden?" fragte Treuherz theilnehmend.

„Keineswegs, im Gegentheile; der Jaguar hat mich wie einen Freund aufgenommen und ich habe nur über allzugroße Höflichkeit zu klagen; wir kennen uns übrigens zu genau, als daß es anders hätte sein können."

Carmela war leise näher getreten und neigte jetzt ihren lieblichen Kopf zu dem Jäger, um ihm die Stirne zum Kuß zu bieten.

„Guten Tag, Vater," sagte sie mit geheuchelter Unbefangenheit, „da bist Du ja schon wieder."

„Schon!" entgegnete Ruhig lachend, indem er sie küßte, „Teufel, mein Töchterchen, die Zeit scheint Dir nicht lang geworden zu sein."

„Im Gegentheile, das wollte ich nicht sagen, Vater," entgegnete sie verlegen.

„Und was wolltest Du denn sagen, mein Kind?"

„Ach, nichts."

„Oder etwas ganz anderes, nicht wahr, kleine Heuchlerin? Du magst Dich aber stellen, wie Du willst, es wird Dir doch nicht gelingen, mich zu täuschen; ich bin ein zu durchtriebener alter Fuchs, Töchterchen, um mich durch die List eines verzogenen Kindes fangen zu lassen."

„Du bist boshaft, Vater," antwortete sie schmollend, „und legst Alles, was ich sage, übel aus."

„Wirklich, Sennorita! Nun, werde nur nicht böse, ich bringe Dir gute Nachrichten."

„Ist das wahr?" rief sie aus, indem sie erfreut in die Hände schlug.

„Zweifelst Du an meinen Worten?"

„Ach, nein, mein Vater."

„Das läßt sich eher hören, jetzt setze Dich neben mich und merke auf."

„Rede, rede, Vater!" rief sie entzückt aus, indem sie den Platz neben dem Jäger einnahm, welchen ihr derselbe bezeichnet hatte.

„Du nimmst wohl großen Antheil an dem Capitain Melendez, mein Kind?"

„Ich, mein Vater!" rief sie verwundert aus.

„Nun, es will mich bedünken, als ob man sich lebhaft für irgend Jemand interessiren müsse, um einen solchen Schritt zu thun, wie Du ihn gewagt hast."

Das junge Mädchen wurde plötzlich ernst.

„Vater," sagte sie nach einer Weile in jenem entschiedenen Tone, welchen verzogene Kinder gern annehmen,

„ich kann Dir wirklich nicht sagen, warum ich so gehandelt habe. Ich versichere Dich, daß es fast gegen meinen Willen geschehen ist. Ich war von Sinnen und der Gedanke, daß sich der Jaguar und der Capitain auf Tod und Leben schlagen könnten, machte mein Blut in den Adern erstarren, und doch kann ich jetzt, wo ich ruhiger bin, versichern, daß ich mich selbst vergebens frage, aus welchem Grunde ich Dich gebeten habe, eine solche Begegnung zu verhüten."

Der Jäger schüttelte den Kopf.

„Das ist nicht ganz klar, Nina," entgegnete er, „und Deine Gründe leuchten mir nicht ein. Ich bin freilich nur ein armer Waldläufer, der keine anderen Kenntnisse besitzt, als die mir die Natur, deren erhabenes Bild ich stets vor Augen habe, beibringt. Das Herz der Frauen ist für mich ein verschlossenes Buch, dessen Schrift ich nimmermehr entziffern kann, indessen glaube mir, mein Kind, sieh Dich vor und spiele nicht unvorsichtig mit Waffen, deren Beschaffenheit und Tragweite Du nicht kennst. Selbst die Antilope wird trotz ihrer Behendigkeit und der Gewohnheit von Fels zu Fels über den Rand der Abgründe zu springen, häufig vom Schwindel erfaßt, verliert den Kopf und stürzt in den Abgrund. Ich habe dergleichen Fälle in den Wäldern häufig erlebt. Hüte Dich, Kind, hüte Dich, laß Dich von einem alten, erfahrenen Jäger warnen."

Carmela barg gedankenvoll ihr erröthendes Gesicht an der Schulter des Canadiers, blickte ihn dann mit

ihren großen, blauen, thränenden Augen an und flüsterte traurig:

„Ich leide, mein Vater."

„Gott im Himmel, mein Kind, Du leidest und sagst mir es nicht, Du bist doch nicht krank?" rief er besorgt aus. „Es ist aber auch recht unvorsichtig von Dir, des Nachts so in der Wildniß umherzustreifen."

„Du irrst, Vater," antwortete sie mit einem matten Lächeln, „ich bin nicht krank, das ist es nicht."

„Was ist es denn?"

„Ich weiß es nicht, mein Herz zieht sich krampfhaft zusammen und meine Brust ist beklommen. Ach, ich fühle mich sehr unglücklich."

Bei diesen Worten barg sie ihren Kopf in ihren Händen und brach in Thränen aus.

Ruhig betrachtete sie eine Zeit lang mit Entsetzen und Verwunderung.

„Du bist unglücklich!" rief er endlich aus, indem er sich heftig vor die Stirne schlug, „ach mein Gott, was ist denn geschehen! Warum weinst Du so sehr?"

Es erfolgte eine minutenlange Pause. Sobald das Gespräch eine vertrauliche Wendung genommen, waren Treuherz und Lanzi ruhig aufgestanden, um sich in den Wald zu vertiefen, in dessen Schatten sie auch bald verschwanden. Ruhig war daher allein mit dem jungen Mädchen.

Der Jäger fühlte sich von einer inneren Aufregung erfaßt, die um so quälender war, als er sie in sich

verschloß. Er betete das junge Mädchen an und bildete sich in seiner ehrlichen Einfalt ein, daß er selbst sie, ohne es zu wollen, durch sein rohes, ungeschliffenes Benehmen unglücklich mache und warf sich innerlich vor, ihr nicht ein so ruhiges, friedliches Leben bereitet zu haben, als er gewünscht hatte.

„Verzeihe mir, mein Kind," sagte er in bewegtem Tone, „wenn ich Dich, ohne es zu wollen, unglücklich mache. Du darfst mir es nicht so sehr übel nehmen, denn es ist nicht meine Schuld. Da ich stets allein in der Wildniß gelebt habe, konnte ich die Kunst nicht erlernen, mit so zarten Wesen, wie den Frauen, umzugehen. Jetzt soll es aber anders werden, ich will auf mich achten und Du sollst mir keine Vorwürfe wieder zu machen haben, das verspreche ich Dir, mein liebes Kind. Ich will alles thun, was Du verlangst, und jetzt bist Du zufrieden, nicht wahr?"

Das junge Mädchen wischte mit plötzlich veränderter Stimmung die Thränen aus ihren Augen, schlug ein fröhliches Gelächter auf, schlang ihre Arme um den Hals des Jägers und küßte ihn wiederholt.

„Du mußt mir verzeihen, Vater," sagte sie in schmeichelndem Tone, „denn es hat fast den Anschein, als ob ich Gefallen daran fände, Dich zu quälen und Du bist doch so gut! Ich habe vorhin selbst nicht gewußt, was ich sagte, denn ich bin nicht unglücklich und leide nicht, sondern fühle mich im Gegentheile sehr

glücklich und habe Dich sehr lieb, mein guter Vater, ja, ich liebe Niemand, als Dich, Dich allein."

Ruhig blickte sie betroffen an; dieser plötzliche Wechsel der Stimmung, dessen Grund er nicht errathen konnte, war ihm unbegreiflich.

„Mein Gott!" rief er bestürzt aus und faltete die Hände, „meine Tochter ist wahnsinnig!"

Bei diesem Ausrufe schlug das ausgelassene Mädchen aus vollem Halse ein helles Gelächter auf, dessen silberne Töne die größte Fröhlichkeit verriethen und mit seinem Wohllaute die Triller der Nachtigall beschämte.

„Lieber Vater," sagte sie, „ich bin nicht wahnsinnig. Ich war es, als ich vorhin mit Dir sprach, jetzt ist die Anwandlung aber vorüber, verzeihe mir und denken wir nicht mehr daran."

„Freilich!" murmelte der Jäger und blickte betroffen gen Himmel, „ich bin es vollkommen zufrieden, Nina, doch weiß ich jetzt auf Ehre weniger als je, woran ich bin und begreife durchaus nicht, was in Dir vorgeht."

„Was liegt daran, Vater, wenn ich Dich liebe? Die jungen Mädchen sind Alle so und man muß nicht zu großen Werth auf ihre Launen legen."

„Schon gut, schon gut! Es wird wohl so sein, da Du es sagst, Töchterchen. Trotzdem habe ich viel gelitten, mein Kind, denn Deine Worte zerrissen mir das Herz."

Carmela küßte ihn zärtlich.

„Und der Jaguar?" fragte sie.

„Es ist Alles in Ordnung, der Capitain hat nichts von ihm zu fürchten."

„Ja, ich wußte es wohl, der Jaguar hat ein edles Herz und wenn er sein Wort gegeben hat, kann man sich darauf verlassen."

„Das hat er mir gegeben."

„Ich danke Dir, Vater. Und jetzt, da Alles nach unseren Wünschen gegangen —"

„Nach Deinen Wünschen," fiel ihr der Jäger in's Wort.

„Die meinen, oder die Deinen, gilt das nicht gleich?"

„Freilich, Du hast vollkommen Recht. Weiter?"

„Nun, ich wollte Dich auffordern, Deine Freunde herbeizurufen, die gewiß in der Nähe umherschweifen, denn wir wollen essen, ich fühle großen Hunger."

„Wirklich?" entgegnete er vergnügt.

„Ja, freilich, ich wagte nur nicht, es zu gestehen."

„Nun, das wollen wir bald besorgen."

Der Canadier pfiff und die beiden Männer, welche nur auf das Zeichen gewartet zu haben schienen, kamen sofort herbei.

Man nahm das Fleisch vom Feuer, legte es auf ein Blatt und ein Jeder ließ sich behaglich nieder, um zu essen.

„Aber," sagte Ruhig plötzlich, „wo ist denn Quoniam?"

„Er hat uns kurze Zeit, nachdem Ihr fort waret, verlassen," antwortete Treuherz, „er sagte, er wolle nach der Hacienda del Mezquite gehen."

„Das ist recht, daran hatte ich nicht gedacht, ich bin nicht besorgt um meinen alten Kameraden, er wird uns schon wieder zu finden wissen.“

Nun sprachen Alle dem Essen zu, ohne sich weiter um die Abwesenheit des Negers zu bekümmern.

Es ist eine bemerkenswerthe Thatsache, daß diejenigen Menschen, welche vermöge ihrer Lebensweise genöthigt sind, ihre körperlichen Kräfte fortwährend zu üben, sich stets eines guten Appetites und festen Schlafes erfreuen, so unentbehrlich ist ihnen die Befriedigung jener beiden Bedürfnisse, welche sie in den Stand setzen, die unaufhörlichen Abenteuer ihres wechselvollen und bewegten Lebens glücklich zu bestehen.

Während der Unterhaltung der Jäger war die Sonne untergegangen und die Dunkelheit breitete sich über den Wald.

Carmela fühlte sich von den verschiedenen Erlebnissen des Tages erschöpft und zog sich bald nach eingenommener Mahlzeit in das aus belaubten Zweigen errichtete Jakal zurück, welchen Treuherz für sie gebaut hatte.

Das junge Mädchen empfand das Bedürfniß, sich zu sammeln und ein wenig zu ruhen, denn der Mangel an Schlaf hatte ihr Nervensystem erschüttert und die Verstimmung herbeigeführt, an welcher sie vor Kurzem gelitten hatte.

Sobald die Jäger allein waren, sammelten sie eine hinreichende Menge trocknes Holz, um das Feuer während der ganzen Nacht unterhalten zu können.

Nachdem sie hierauf etliche Arme voll Holz in die Gluth geworfen und sich auf indianische Weise, d. h. mit dem Rücken gegen die Flamme, hingesetzt hatten, um nicht durch den Schein derselben geblendet zu werden und die Annäherung eines ungebetenen Gastes, sei es Mensch oder Raubthier, durch die Dunkelheit erkennen zu können. Nachdem sie diese Vorsicht gebraucht und ihre Rifles bequem zur Hand gelegt hatten, zündeten sie ihre Pfeifen an und fingen stillschweigend an zu rauchen.

Die Wildniß nimmt besonders während der Nacht, wenn der Lärm des Tages schweigt, um den geheimnißvollen Lauten der Dunkelheit zu weichen, einen großartigen und erhabenen Charakter an, der die Seele ergreift und zu schwermüthigen Träumereien stimmt, die einen besonderen Reiz haben.

Die kühle Nachtluft, welche der Abendwind, der im Laube rauscht, erfrischt hat, das Rieseln des Wassers, das an den Wasserpflanzen vorüberrauscht, das unbestimmte Gesumm unzähliger unsichtbarer Insecten, die Stille der Einöde, die von melodischen und wechselnden Lauten unterbrochen wird, mit einem Worte, die Pulsschläge des Lebens, die vom Schöpfer ausgehen und kommen und gehen und sich stets erneuern, erfüllen das Herz des starken Mannes mit einem seltsam wonnigen Gefühle andächtiger Bewunderung, was denjenigen fremd bleibt, die den Anblick der Natur nicht genießen.

Die Nacht war hell und still; zahllose Sterne,

welche am dunkelblauen Himmel leuchteten, und das silberne Licht des Mondes, das sich hell über die Landschaft ergoß, beleuchtete alle Gegenstände mit einem phantastischen Lichte: Die Luft war so rein und durchsichtig, daß man durch die lichten Stellen des Waldes die Bewegungen des Bodens so deutlich erkennen konnte, wie am hellen Tage.

Es verstrichen mehrere Stunden, ohne daß die drei Männer, von dem Glanze der Nacht geblendet, daran dachten, eine Ruhe zu genießen, die ihnen nach den Strapazen des Tages doch sehr nothwendig war.

„Wer wird heute wachen?“ fragte endlich Lanzi, indem er sein Pfeifenrohr wieder in den Gürtel steckte, „wir sind von Menschen umringt, gegen welche es gerathen ist, Vorsicht zu brauchen.“

„Das ist wahr,“ bemerkte Treuherz, „schlaft, ich will für Alle wachen.“

„Einen Augenblick,“ entgegnete der Canadier, „wenn Lanzi und Treuherz nicht zu müde sind, schlage ich vor, die Abwesenheit Carmela's zu benutzen, um uns zu berathen. Die Lage, in welcher wir uns befinden, ist für ein junges Mädchen unerträglich, wir müssen durchaus einen Entschluß fassen und da ich unglücklicher Weise nicht weiß, was ich thun soll, denke ich, daß Eure vereinte Einsicht nicht zu verachten ist, um uns aus der Verlegenheit zu reißen.“

„Wie Ihr wollt, Ruhig,“ antwortete Lanzi, „wir

können uns berathen, ich werde mich dann bemühen, das Versäumte um so schneller nachzuholen."

„Redet, mein Freund," bemerkte Treuherz.

Der Jäger besann sich einen Augenblick und fuhr dann fort:

„Das Leben in der Wildniß ist für zarte Naturen sehr mühselig. Wir Männer, die wir an Entbehrungen und Strapazen gewöhnt sind, ertragen es nicht nur leicht, sondern finden einen besonderen Genuß darin."

„Ja," bekräftigte Lanzi.

„Das ist wahr," bemerkte Treuherz, „es würde aber ebenso grausam als unrecht sein, eine Frau, ein junges, kaum der Kindheit entwachsenes Mädchen, die bis jetzt weder Sorgen, noch Entbehrungen, noch Anstrengungen irgend einer Art gekannt hat, denselben Gefahren auszusetzen, welchen wir trotzen können."

„Das ist eben die Frage," fuhr Ruhig fort, „und so schwer mir die Trennung von Carmela auch wird, sehe ich doch ein, daß sie nicht länger bei uns bleiben kann."

„Das hieße sie umbringen," sagte Treuherz.

„Was leicht genug wäre, das arme, liebe Kind!" brummte Lanzi.

„Ja, aber jetzt, wo die Venta zerstört ist, weiß ich nicht, wem ich sie anvertrauen soll."

„Das ist ein schwieriger Fall," wendete Lanzi ein.

„Aber," sagte Treuherz, „seid Ihr nicht Tigrero in der Hacienda del Mezquite?"

„Allerdings."

„Wir haben es!“ rief der Diener aus, „der Einfall ist gut und würde mir nicht gekommen sein.“

„Welcher Einfall?“ fragte der Canadier.

„Der Besitzer der Hacienda,“ fuhr Treuherz fort, „wird sich nicht weigern, Carmela bei sich aufzunehmen.“

Der Jäger schüttelte ablehnend den Kopf.

„Nein, nein,“ sagte er, „ich bin zwar überzeugt, daß er mir es nicht abschlagen würde, wenn ich ihn darum bäte, es darf aber nicht sein.“

„Warum nicht?“

„Weil der Besitzer der Hacienda nicht der Mann ist, der ein junges Mädchen beschützen kann, Treuherz.“

„Dann wird die Sache freilich schwieriger, denn ich weiß nicht, wem wir sie anvertrauen sollen.“

„Ich auch nicht, und das macht mir eben Sorge.“

„Hört,“ rief Treuherz plötzlich aus, „ich weiß bei Gott nicht, woran ich gedacht habe, daß mir es nicht gleich eingefallen ist, macht Euch aber keine Sorge, ich weiß Jemand.“

„Ihr?“

„Ja.“

„Redet, redet!“

„Man muß bekennen,“ sagte Lanzi für sich, „daß Treuherz ein trefflicher Kamerad ist, der für Alles Rath weiß.“

„Aus Gründen, welche jetzt zu weit führen würden, Euch mitzutheilen, die Ihr aber einst erfahren sollt,“ fuhr der junge Mann fort, „befinde ich mich nicht

allein in der Wildniß, sondern habe meine Mutter und einen alten Diener unseres Hauses bei mir, welche dreihundert Meilen von hier bei einem Comanchenstamme leben, deren Häuptlinge mich vor wenigen Jahren adoptirt haben. Meine Mutter ist gut und liebt mich zärtlich, sie wird sich freuen, ein so liebes Kind, wie Eure Tochter, um sich zu haben. Sie wird über ihr wachen und ihr jene mütterliche Sorgfalt widmen, welche nur einer Frau möglich ist, besonders wenn dieselbe eine wahre Mutter ist und stets für das Wohl des Sohnes zittert, für welchen sie Alles geopfert hat. Ich verlasse allmonatlich zu derselben Zeit die Jagd, schwinge mich auf meinen Mustang, durchfliege die Einöde mit Blitzesschnelligkeit und besuche meine Mutter, mit welcher ich einige Tage verlebe.

„Es ist jetzt ohngefähr die Zeit, wo ich mich nach dem Comanchendorfe zu begeben pflege, und wenn Ihr wollt, bringe ich Euch hin. Wenn Ihr mit mir kommt, werden Euch die Indianer gut aufnehmen und meine Mutter wird es Euch Dank wissen, daß Ihr ihr Eure Tochter anvertrauen wollt.“

„Treuherz,“ antwortete der Jäger bewegt, „Euer Vorschlag kommt aus einem biederen, ehrlichen Herzen und ich nehme ihn eben so rückhaltlos an, als er mir geboten wird. Meine Tochter wird sich bei Eurer Mutter glücklich fühlen und nichts zu fürchten haben.“

„Treuherz,“ fügte Lanzi mit Wärme hinzu, „ich weiß zwar nicht, wer Euch den Beinamen gegeben

hat, aber, Canarios! er muß Euch gut gekannt haben, das versichere ich."

Die beiden Männer mußten über die Aeußerung Lanzi's lächeln.

„Jetzt sind wir einig, nicht wahr und Ihr bedürft meiner nicht mehr. Gute Nacht also, ich gehe schlafen, denn ich habe ein Prickeln in den Augenlidern, als ob sie voll Dornen steckten."

Er hüllte sich sorgfältig in seinen Zarapee, streckte sich auf den Boden und schlief im nächsten Augenblicke hart und fest. Wahrscheinlich wollte sich der würdige Mann befleißigen, das Versäumte nachzuholen, denn er verhehlte sich keineswegs, daß er im Rathe die Rolle eines Statisten gespielt und durchaus nichts geholfen hatte.

„Wann brechen wir auf?" fragte der Canadier.

„Der Weg ist lang," antwortete Treuherz, „wir haben über dreihundert Meilen zurückzulegen. Carmela ist durch die Anstrengungen erschöpft, die sie ertragen hat, und es würde vielleicht gut sein, ihr ein bis zwei Tage Ruhe zu gönnen, um die lange Reise, welche wir antreten wollen, mit frischen Kräften zu beginnen."

„Ja, Ihr habt Recht; jene Reise, welche für uns eine Kleinigkeit ist, wird für das junge Mädchen sehr ermüdend sein, der Lagerplatz ist gut, wir haben keine Eile und wir thun besser, Vorsicht zu brauchen, um nicht später eine Unbesonnenheit beklagen zu müssen, welche derjenigen verderblich sein würde, die wir beschützen möchten."

„Während dieser Rast werden unsere Pferde wieder Feuer und Kräfte gewinnen und wir wollen die Frist benutzen, um Vorräthe einzusammeln.“

„Gut gesprochen, Bruder und abgemacht. Nach zwei Tagen brechen wir auf und ich hoffe, daß uns Gott die Gnade erweisen wird, uns den Ort unserer Bestimmung ungefährdet erreichen zu lassen.“

„Gott wird uns nicht verlassen, Bruder, das können wir versichert sein.“

„Ich weiß es wohl,“ antwortete der Canadier mit der frommen Glaubenszuversicht, die ihm eigen war. „Ihr seht mich auch sehr glücklich, denn Ihr könnt nicht glauben, wie besorgt ich war und welchen Dienst Ihr mir jetzt erweiset.“

„Reden wir nicht mehr davon, wir haben uns ja Freundschaft geschworen. Nun, das nächste Mal ist die Reihe an Euch.“

„Das wollte ich meinen! Trotzdem danke ich Euch wiederholt, denn mein Herz ist so voll, daß es überströmt. Jetzt haben wir uns aber verständigt, geht daher schlafen, lieber Freund, denn die Nacht ist vorgerückt und Ihr werdet der Ruhe bedürfen.“

„Im Gegentheile, Freund, Ihr sollt zur Ruhe gehen, Ihr wißt ja, daß ich mich erboten habe, zu wachen.“

„Nein, das gebe ich nicht zu.“

„Ihr seid aber auf's Aeußerste erschöpft, mein Freund!“

„Ich? Was fällt Euch ein; ich habe eiserne Glie-

der und stählerne Nerven und weiß nicht, was Müdigkeit ist."

„Aber, lieber Freund, so kräftig ein Mensch auch sein mag, haben die Kräfte doch ihre Grenzen, welche man nicht überschreiten darf."

„Mag sein, mein Freund, ich will es nicht bestreiten, begnüge mich nur zu versichern, daß mir die Freude den Schlaf benommen hat und ich munter bin, wie ein Opossum. Ich würde mich vergebens bemühen, die Augen zu schließen. Ich muß im Gegentheil über Alles, was geschehen ist, nachdenken und während Ihr ruhiger seid und schlafen könnt, will ich meine Gedanken sammeln."

„Es sei, da Ihr es durchaus wollt, lieber Freund und ich widerstehe nicht länger."

„So ist es recht, das nenne ich vernünftig reden," sagte Ruhig lächelnd. „Gute Nacht, Bruder."

„Gute Nacht!" antwortete Treuherz.

Der junge Mann hielt es für überflüssig, den bestimmt ausgesprochenen Wunsch des Canadiers länger zu bekämpfen und zwar um so weniger, als er anfing, eine Anwandlung von Schläfrigkeit zu empfinden.

Er legte sich, nachdem er dem Jäger eine gute Nacht gewünscht, hin und schlief bald ein.

Ruhig hatte wahr gesprochen. Er bedurfte einiger Stunden der Einsamkeit, um die jüngst erlebten Ereignisse im Geiste durchzugehen, die ihn in den letzten Tagen so unvermuthet überrascht und das beschauliche

Leben unterbrochen hatten, an welches er sich seit mehreren Jahren allmählich gewöhnt hatte.

Die Stunden verstrichen, ohne daß der in seine Gedanken vertiefte Jäger eine Anwandlung von Schläfrigkeit empfand.

Die Sterne fingen an zu verlöschen, der Horizont färbte sich heller und die Luft wurde kälter und durchdringender: Alles verkündete den nahen Aufgang der Sonne, als plötzlich ein leises Geräusch, das wie das Knicken eines dürren Zweiges klang, an das geübte Ohr des Jägers schlug.

Der Canadier richtete, ohne sich von der Stelle zu rühren, den Kopf empor, griff nach dem neben ihm liegenden Rifle und lauschte.



Siebentes Kapitel.

Ein alter Freund.

Ruhig war ein zu alter und erfahrener Waldläufer, um sich überrumpeln zu lassen. Er richtete die Augen starr auf die Stelle, wo das Geräusch hergekommen war und suchte durch die Dunkelheit spähend irgend eine Bewegung wahrzunehmen, die ihm gestatten würde, Vermuthungen über den Besuch anzustellen, der ihn überraschen zu wollen schien.

Das Geräusch wiederholte sich lange nicht und in der Wildniß herrschte die frühere Stille.

Aber der Canadier ließ sich nicht abschrecken. Da er mit allen indianischen Kriegslisten vertraut war und die beispiellose Geduld der Rothhäute kannte, blieb er fortwährend auf seiner Hut. Da er aber vermuthete, daß im Dunkel forschende Blicke auf ihn gerichtet seien und seine geringsten Bewegungen verfolgten, gähnte er zwei bis drei Mal, als ob ihn der Schlaf übermanne, legte die Hand, mit welcher er nach dem Rifle gegriffen hatte, auf sein Knie, heuchelte eine große Schläfrigkeit

und ließ mit einer vollkommen natürlichen Bewegung den Kopf auf seine Brust sinken.

Nichts regte sich.

Eine Stunde verstrich, ohne daß die Stille des Waldes durch irgend etwas gestört wurde.

Trotzdem war Ruhig überzeugt, daß er sich nicht geirrt habe.

Der Himmel hellte sich allmählich auf, der letzte Stern war erloschen und der Horizont nahm jene brennendrothe Farbe an, welche dem Aufgange der Sonne unmittelbar vorhergeht. Der Canadier, den die lange Erwartung ermüdete und der nicht wußte, wie er sich die Unthätigkeit der Rothhäute erklären solle, beschloß endlich, der Sache auf den Grund zu gehen.

Er stand daher plötzlich auf und griff nach seinem Rifle.

In dem Augenblicke, wo er auf Entdeckung ausgehen wollte, vernahm er ziemlich nahe Schritte, es rauschte im Laube und dürre Aeste wurden geknickt.

„Haha!“ murmelte der Canadier, „sie scheinen sich endlich zu entschließen. Laßt doch sehen, welcher Art die unbequemen Nachbarn sind.“

Im nämlichen Augenblicke erhob sich eine frische, harmonische Frauenstimme durch die Stille.

Ruhig blieb verwundert stehen.

Die Stimme sang ein indianisches Lied, dessen erste Strophen folgendermaßen lauteten:

„Ich schenke Dir mein Herz im Namen des Allmächtigen;
Ich bin unglücklich, doch erbarmt sich Niemand meiner!
Doch ist Gott groß für mich."

„Ach!" murmelte der Jäger und erbebte, „ich kenne das Lied, es ist das Brautlied der Schlangen-Pawnee's! Wie kommt es, daß ich jene Worte so weit von ihrem Jagdgebiete vernehme? Streift etwa eine Abtheilung Pawnee's in der Nähe umher? Es ist fast nicht möglich. Ich will doch einmal sehen, wer die Sängerin ist, die mit der Sonne erwacht!"

Der Jäger trat, ohne länger zu zaudern, dem Dickicht näher, aus dessen Mitte der Gesang gedrungen war.

In dem Augenblicke aber, wo er in das Gebüsch dringen wollte, bogen zwei kräftige Hände die Zweige desselben rechts und links zur Seite und die verwunderten Blicke des Canadiers erblickten zwei Rothhäute, welche in die Lichtung traten.

Dieselben blieben zehn Schritt vor dem Jäger stehen, streckten die Arme vor, öffneten die Hände und spreizten die Finger zum Zeichen des Friedens.

Als der Canadier den friedlichen Gruß der neuen Ankömmlinge empfangen, stemmte er den Kolben seiner Rifle auf die Erde und betrachtete die Indianer.

Der erste war ein großer Mann mit offnen, intelligenten Zügen. Derselbe schien, so weit es möglich ist, das Alter eines Indianers zu schätzen, die Mitte des Lebens überschritten zu haben. Er trug den vollen Kriegsschmuck seines Volkes und die über seinem

rechten Ohre eingepflanzte Condorfeder verrieth, daß er bei seinem Volke die Würde eines Sachem bekleide.

Die andere Rothhaut war kein Mann, sondern eine Frau von höchstens zwanzig Jahren; ihre Gestalt war zart, biegsam und anmuthig und ihre Kleidung mit allen Zierrathen indianischer Putzsucht versehen; in ihrem verblühten Gesichte aber konnte man nur wenige Spuren einer vor der Zeit dahingewelkten Schönheit erblicken und man erkannte daran, daß sie gleich allen indianischen Frauen unbarmherzig mit schwerer Arbeit überladen worden war, welche ihnen die Männer vollständig überlassen, da sie es mit ihrer Würde nicht vereinbar halten, sich mit häuslichen Arbeiten zu beschäftigen.

Der Jäger empfand beim Anblicke der beiden Indianer eine Bewegung, die er sich nicht zu erklären vermochte. Je genauer er den Krieger betrachtete, der vor ihm stand, um so mehr mahnte ihn die martialische Miene desselben an die Züge eines Mannes, welchen er früher gekannt hatte, obwohl er sich nicht erinnern konnte, weder wo noch wann er ihn gesehen habe. Er unterdrückte aber seine Empfindungen und da er einsah, daß sein hartnäckiges Schweigen den Fremden sonderbar vorkommen mußte, die schon lange die Bewillkommnungsgrüße erwarteten, welche die indianische Sitte und Etiquette vorschreibt, entschloß er sich endlich, das Wort zu ergreifen.

„Der Sachem trete ungescheut näher und nehme am Feuer eines Freundes Platz," sagte er.

„Die Stimme des bleichen Jägers hat das Herz des Häuptlings erfreut,“ antwortete der Krieger, „seine Einladung gefällt ihm und er wird das Calumet der Freundschaft mit ihm rauchen.“

Der Canadier verneigte sich höflich, der Sachem winkte seiner Begleiterin, ihm zu folgen und kauerte sich in geringer Entfernung von Treuherz und Lanzi, welche noch schliefen, auf seine Fersen am Feuer nieder.

Ruhig und der Krieger fingen nun an, stillschweigend zu rauchen, während die junge Indianerin eifrig beschäftigt war, Vorbereitungen zum Frühstück zu treffen.

Die beiden Männer ließen sie gewähren, ohne sich die Mühe zu geben ihrer Thätigkeit Aufmerksamkeit zu schenken.

Es folgte ein ziemlich langes Schweigen. Der Jäger bedachte sich und der Indianer schien in das Geschäft des Rauchens vollständig vertieft zu sein.

Endlich schüttelte er die Asche aus seinem Calumet, steckte das Pfeifenrohr wieder in den Gürtel, wandte sich zu seinem Wirthe und sagte:

„Der Valkon (Paradiesvogel) und der Mawkavis (eine Art Lerche) lassen stets dasselbe Lied ertönen; wer es in den Monden des Frühjahrs gehört hat, erkennt es in den Wintermonden wieder. Nicht so ist es mit dem Menschen; er vergißt schnell, sein Herz erbebt nicht bei der Erinnerung an einen Freund und wenn er denselben nach vielen Monden wiederfindet, sehen ihn seine Augen nicht.“

„Was will der Häuptling damit sagen?“ fragte der Canadier, der sich über die Worte wunderte, die einen Vorwurf zu enthalten schienen.

„Der Wacondah ist mächtig,“ fuhr der Indianer fort, „er giebt mir die Worte ein, welche mein Mund spricht.“

„Erklärt Euch näher, Häuptling,“ entgegnete der Jäger aufgeregt; „der Klang Eurer Stimme verursacht mir eine eigenthümliche Empfindung und Eure Züge sind mir nicht unbekannt. Redet, wer seid Ihr?“

„Hou-Ohpec“ (der singende Vogel), sagte der Indianer zu der jungen Frau gewendet, „ist die Cihuatl (Frau) eines Sachem. Sie frage den bleichen Jäger, warum er seinen Freund vergessen hat, der in früheren Zeiten sein Bruder war.“

„Ich will gehorchen,“ antwortete sie mit wohlklingender Stimme, „aber der Häuptling irrt sich, der große, bleiche Jäger hat den Wah-rush-a-menec der Schlangen-Pawnee's nicht vergessen.“

„Ach!“ rief Ruhig mit Wärme aus, „wär es möglich, daß Ihr der Schwarze Hirsch seid, mein Bruder? Mein Herz hat mir Eure Nähe verrathen und obwohl mir Eure Züge fast entfallen waren, erwartete ich doch, einen Freund zu finden.“

„Uah! redet der bleiche Jäger wahr?“ entgegnete der Häuptling mit einer Bewegung, die er nicht zu unterdrücken vermochte, „hat mein Bruder wirklich die Erinnerung an den Schwarzen Hirsch bewahrt?“

„Häuptling," entgegnete der Jäger traurig, „Ihr thut mir Unrecht, wenn Ihr länger zweifelt; wie konnte ich erwarten, Euch hier in so weiter Entfernung der Calli (Hütten) Eures Volkes zu treffen?"

„Das ist wahr," antwortete der Indianer gedankenvoll, „mein Bruder verzeihe mir."

„Was sehe ich!" rief Ruhig aus, „ist der Singende Vogel das zarte Kind, was ich so häufig auf meinen Knien geschaukelt habe, die liebliche Frau, welche ich hier sehe?"

„Hou-Ohpec ist die Frau eines Häuptlings," antwortete der Indianer geschmeichelt; „beim nächsten Fallen des Laubes werden es fünfundvierzig Monde, daß sie der Schwarze Hirsch ihrem Vater für zwei Mustang und einen Köcher von Pantherfell abgekauft hat."

Der Singende Vogel lächelte den Jäger freundlich an und fuhr dann in ihrer Beschäftigung fort.

„Gestattet mir der Häuptling, ihm eine Frage vorzulegen?" fuhr Ruhig fort.

„Mein Bruder kann reden, die Ohren eines Freundes stehen offen."

„Wie hat der Sachem erfahren, daß er mich hier treffen würde?"

„Der Schwarze Hirsch wußte es nicht, er suchte den bleichen Jäger nicht; der Wacondah hat erlaubt, daß er einen Freund wiederfinde und er dankt ihm dafür."

Ruhig blickte ihn verwundert an.

Der Krieger lächelte.

„Der Schwarze Hirsch hat kein Geheimniß vor seinem Bruder," sagte er freundlich; „wenn der bleiche Jäger warten will, wird er bald Alles wissen."

„Es steht meinem Bruder frei, zu reden, oder zu schweigen; ich werde warten."

Hier endete die Unterhaltung.

Der Sachem hüllte sich in seinen Bisammantel und schien für jetzt nicht gesonnen zu sein, sich deutlicher auszusprechen.

Ruhig fügte sich den Vorschriften der Gastfreundschaft, welche verbieten, diejenigen auszufragen, die man an seinem Herde ruhen läßt und beobachtete dieselbe Zurückhaltung, wie sein Gast. Das Schweigen währte aber kaum einige Minuten, als der Jäger eine leichte Hand fühlte, die sich auf seine Schulter stützte, während eine liebreiche Stimme in sein Ohr flüsterte:

„Guten Morgen, mein Vater."

Ein zärtlicher Kuß begleitete diese Worte.

„Guten Morgen, Töchterchen," antwortete der Jäger lächelnd, „hast Du gut geschlafen?"

„Herrlich, Vater."

„Hast Du Dich ganz erholt?"

„Ich fühle keine Müdigkeit mehr."

„So höre ich Dich gern, mein liebes Kind."

„Vater," fuhr das neugierige junge Mädchen fort, indem sie sich umschaute, „Du hast ja Besuch bekommen?"

„Wie Du siehest."

„Sind es Fremde?"



„Nein, es sind alte Freunde, welche hoffentlich auch bald die Deinigen sein werden."

„Es sind Rothhäute," fügte sie unwillkürlich erschrocken hinzu.

„Sie sind nicht Alle böse," sagte er lächelnd, „diese hier sind gut." Hierauf wandte er sich zu der Indianerin, welche ihre großen, schwarzen, sammetnen Augen mit unverhohlener Bewunderung auf Carmela richtete und sagte:

„Hou=Ohpec!"

Die junge Frau sprang auf und eilte mit der Leichtigkeit eines Rehes herbei.

„Was wünscht mein Vater?" sagte sie, indem sie sich schüchtern verneigte.

„Hou=Ohpec," fuhr der Jäger fort, „dieses junge Mädchen ist meine Tochter Carmela." Hierauf faßte er die zarten Hände der beiden Frauen in seine kräftige Rechte, drückte sie herzlich und sagte: „Liebt Euch wie ein Paar Schwestern."

„Der Singende Vogel wird sich glücklich schätzen von der Weißen Lilie geliebt zu werden," antwortete die Indianerin, „mein Herz ist ihr schon entgegen geflogen."

Carmela, welcher der Name gefiel, den ihr die junge Frau mit angebornem poetischen Gefühle gegeben hatte, neigte sich liebreich zu ihr, küßte sie auf die Stirn und sagte:

„Ich liebe Euch bereits, meine Schwester."

Hierauf faßten sie sich bei der Hand und entfernten sich unter fröhlichem Geplauder.

Ruhig folgte ihnen mit gerührten Blicken.

Der Schwarze Hirsch wohnte dem Auftritte mit der indianischen Gelassenheit bei, die sich fast nie verleugnet. Als er sich aber mit dem Jäger allein sah, neigte er sich zu ihm und sagte in leise bewegtem Tone:

„Och! mein Bruder hat sich nicht geändert, die Wintermonde haben sein Haar mit Schnee bedeckt, er ist aber immer noch so gut geblieben, als wie er jung war.“

In dem Augenblicke erwachten die Schläfer.

„Schau!“ rief Treuherz munter aus, indem er einen Blick auf die Sonne warf, „ich habe lange geschlafen.“

„Ich muß gestehen,“ bemerkte Lanzi, „daß mir es ebenso gegangen ist. Das Versäumte soll aber bald nachgeholt werden. Jetzt will ich die Pferde tränken, die armen Thiere werden durstig sein.“

„Recht so,“ sagte Ruhig, „unterdessen wird das Frühstück fertig.“

Lanzi stand auf, stieg auf sein Pferd, faßte die anderen beim Lazo und entfernte sich in der Richtung des Flusses, ohne eine Frage wegen der Fremden zu thun.

In der Prairie ist es so Sitte und ein Gast wird für einen von Gott Gesandten betrachtet, den man nicht mit neugierigen Fragen belästigen darf.

Treuherz war gleichfalls aufgestanden; plötzlich fiel sein Blick auf den Häuptling, dessen starres Auge auf

ihm ruhte. Der junge Mann wurde plötzlich todtenblaß, trat hastig zu dem Häuptling und sagte mit bebender Stimme:

„Meine Mutter, meine Mutter!“

Mehr vermochte er nicht zu sagen; der Pawnee grüßte ihn freundlich.

„Die Mutter meines Bruders ist noch immer das geliebte Kind des Wacondah,“ antwortete er sanft, „ihr Herz leidet nur in Folge der Abwesenheit ihres Sohnes.“

„Ich danke Euch, Häuptling,“ sagte der junge Mann und seufzte erleichtert auf, „verzeiht meine Aengstlichkeit, die ich nicht zu unterdrücken vermochte, denn sobald ich Euch sah, fürchtete ich, daß ein Unglück geschehen sei.“

„Ein Sohn soll seine Mutter lieben, das Gefühl ist natürlich und kommt vom Wacondah; als ich Xochimilco (die Stadt der Blumen) verließ, wollte der alte Graukopf, der die Mutter meines Bruders begleitet, mit mir gehen.“

„Der gute No-Eusebio,“ murmelte der junge Mann, „er ist mir so treu ergeben.“

„Die Sachem haben es nicht zugegeben, weil der Graukopf der Mutter meines Bruders nothwendig ist.“

„Sie haben Recht gethan, Häuptling, und ich danke ihnen dafür, daß sie ihn gehindert haben. Habt Ihr vom Dorfe aus meine Fährte verfolgt?“

„Das habe ich.“

„Warum habt Ihr mich nicht geweckt, sobald Ihr angekommen waret?"

„Treuherz schlief und der Schwarze Hirsch wollte seinen Schlummer nicht stören."

„Gut! Mein Bruder ist ein Häuptling und hat gehandelt, wie er es für gut fand."

„Der Schwarze Hirsch hat Treuherz eine Botschaft von dem Sachem zu überbringen; er möchte das Calumet der Berathung mit ihm rauchen."

„Sind es wichtige Gründe, die meinen Bruder herführen?"

„Ja."

„Gut, mein Bruder rede, ich höre."

Ruhig stand auf und warf seinen Rifle über die Schulter.

„Wohin geht der bleiche Jäger?" fragte der Indianer.

„Ich will, während Ihr Treuherz Euren Auftrag ausrichtet, einen Streifzug in den Wald unternehmen."

„Der bleiche Jäger kann bleiben, das Herz des Schwarzen Hirsches hat kein Geheimniß vor ihm. Die Weisheit meines Bruders ist groß, die Rothhäute haben ihn erzogen und sein Sitz am Berathungsfeuer ist bezeichnet."

„Vielleicht habt Ihr mit Treuherz Dinge zu verhandeln, die nur Euch angehen."

„Ich habe nichts zu sagen, was mein Bruder nicht anhören könnte, er wird mich daher kränken, wenn er geht."

„Wenn das der Fall ist, Häuptling, so bleibe ich."

Bei diesen Worten nahm der Jäger seinen Platz wieder ein.

„Redet, Häuptling," fügte er hinzu, „ich höre."

Der bedächtige Indianer griff nach seinem Calumet und um zu beweisen, welche Wichtigkeit er dem Auftrage beilege, den er erhalten hatte, stopfte er denselben nicht mit gewöhnlichem, sondern mit Morhichee oder heiligem Taback, den er in einem Pergamentbeutel in der Jagdtasche bei sich trug, die jeder Indianer auf die Reise mitnimmt und die den Medicinsack und etliche Werkzeuge enthält, welche auf einer längeren Reise unentbehrlich sind. Als das Calumet gestopft war, zündete er es mit einer glühenden Kohle an, die er vermittelst eines mit Federn und Schellen verzierten Medicinstabes aus dem Feuer zog.

Die Jäger schlossen aus diesen feierlichen Vorbereitungen, daß der Schwarze Hirsch in der That der Ueberbringer wichtiger Nachrichten sei und schickten sich an, ihn mit gebührender Aufmerksamkeit anzuhören.

Der Sachem that zwei bis drei Züge, reichte das Calumet hierauf Ruhig, der ein Gleiches that und es Treuherz gab.

Das Calumet wurde auf solche Weise herumgereicht bis der Taback verkohlt war.

Während jener von jedem indianischen Rathe unzertrennlichen Ceremonie beobachteten die drei Männer das tiefste Schweigen.

Sobald die Pfeife ausgegangen war, schüttete der

Häuptling die Asche in die Gluth und murmelte einige unverständliche Worte dabei, die wahrscheinlich eine Ansprache an den großen Geist enthielten. Er steckte das Calumet wieder in den Gürtel und nachdem er eine Zeit lang nachgedacht, stand er endlich auf und ergriff das Wort.

„Treuherz," sagte er, „Ihr habt beim en-dit-ha (Sonnenaufgang) der dritten Sonne des inaqui-quisis (Mond der fallenden Blätter, oder September) die Stadt der Blumen verlassen, um den Pfad der Jagd zu wandeln. Seit jener Zeit sind dreißig Sonnen verflossen, wir haben den bina-hamo-quisis (Mond des flüchtenden Wildes, oder October) kaum angetreten und doch hat sich in der kurzen Zeit Vieles ereignet, was Eure Gegenwart bei dem Stamme, dessen angenommener Sohn Ihr seid, nothwendig macht. Das Kriegsbeil, welches seit zehn Monden zwischen den Comanchen der Prairien und den Bisam-Apachen so tief vergraben war, ist plötzlich ausgegraben worden und die Comanchen haben im großen Rathe beschlossen, unter der Führung der klügsten und erfahrensten Häuptlinge des Volkes den Kriegspfad zu betreten. Soll ich die neuen Beleidigungen anführen, welche die Apachen gewagt haben, Euren Vätern, den Comanchen zuzufügen? Wozu! Euer Herz ist stark, Ihr werdet dem Befehle Eurer Väter gehorchen und Euch für sie schlagen."

Treuherz nickte beifällig mit dem Kopfe.

„Niemand hat an Euch gezweifelt," fuhr der

Häuptling fort, „indessen würden die Sachem zu einem Kriege gegen die Apachen Eures Beistandes nicht bedurft haben; die Apachen sind alte, geschwätzige Weiber, welche die Comanchen leicht mit Peitschenhieben vertreiben können. Die Lage ist aber noch verwickelter und Eure Väter verlangen vielmehr Eure Gegenwart im großen Rathe, als die Unterstützung Eures Armes, obwohl Ihr ein gefürchteter Krieger seid. Die langen Messer des Ostens (die Nordamerikaner) und die Yorris (die Mexikaner) haben das Kriegsbeil gleichfalls ausgegraben; sowohl die Einen, als die Anderen haben sich erboten mit den Comanchen zu unterhandeln. Ein Bündniß mit den Bleichgesichtern hat nicht viel Anziehendes für die Rothhäute; sie befinden sich aber in großer Verlegenheit, weil sie nicht wissen, zu wem sie sich halten und wen sie begünstigen sollen."

Der Schwarze Hirsch schwieg.

„Die Lage ist allerdings bedenklich," antwortete Treuherz, „ja, sogar kritisch."

„Die Meinungen der Häuptlinge sind getheilt und da sie nicht wissen, für welche sie sich entscheiden sollen," fuhr der Schwarze Hirsch fort, „haben sie mich schleunigst abgeschickt, um meinen Bruder zu suchen, dessen Klugheit sie kennen und dessen Meinung sie versprochen haben, sich anzuschließen."

„Ich komme mir sehr jung vor," antwortete Treuherz, „um es zu wagen, meine Meinung in einer solchen Sache abzugeben und eine so verwickelte Frage zu ent-

scheiden. Das Volk der Comanchen ist die Königin der Prairien, ihre Häuptlinge sind sämmtlich erfahrene Krieger; sie verstehen es besser, wie ich, einen Entschluß zu fassen, der sowohl die Interessen als die Ehre des Volkes wahrt."

„Mein Bruder ist jung, aber die Weisheit spricht aus seinem Munde. Der Wacondah giebt ihm die Worte ein, die seine Lippen sprechen und alle Häuptlinge zollen ihm die Achtung, die er verdient."

Der junge Mann schüttelte den Kopf, als wolle er einen solchen Beweis der Ueberhebung abwehren.

„Da Ihr es verlangt, werde ich reden, doch will ich meine Meinung erst nach diesem Jäger aussprechen, der die Wildniß besser kennt, wie ich."

„Uah!" entgegnete der Schwarze Hirsch, „der bleiche Jäger ist klug, sein Rath wird gut sein, ein Häuptling will ihn hören."

Auf solche Weise aufgefordert sah sich Ruhig gezwungen gegen seinem Willen an der Verhandlung Theil zu nehmen; er trug kein Verlangen, die Last der ernsten Verantwortlichkeit auf sich zu nehmen, welche Treuherz von sich abzuweisen bemüht war. Indessen war er mit dem Leben in der Wildniß zu vertraut, um sich zu weigern, im Rathe seine Meinung abzugeben, besonders da es sich um eine so wichtige Frage handelte. Nachdem er sich kurze Zeit bedacht, entschloß er sich endlich das Wort zu ergreifen.

„Die Comanchen sind die gefürchtetsten Krieger der

Prairie,“ sagte er, „Niemand soll es wagen, ihr Jagdgebiet zu betreten; sie mögen die Apachen bekriegen, welche Diebe, Herumstreicher und Feiglinge sind, das ist ihr Recht, was ihnen Niemand streitig macht. Warum aber wollen sie sich in die Streitigkeiten der Bleichgesichter mischen? Große Messer oder Yorri's gilt ganz gleich; die Weißen sind stets zu allen Zeiten und unter allen Verhältnissen die erbitterten Feinde der Rothhäute gewesen und haben dieselben unter den geringfügigsten Vorwänden, ja, in den meisten Fällen nur weil sie Indianer waren, getödtet, wo sie sie immer trafen. Werden die Indianer dazwischen treten, um die Coyoten zu trennen, die einander selbst zerreißen? Nein, sie werden sagen: Lassen wir sie kämpfen; je mehr ihrer fallen, je weniger wird es Diebe und Räuber in der Wildniß geben. Den Rothhäuten gegenüber sind die Bleichgesichter blutgierige Coyoten; die Comanchen sollen sie sich unter einander zerreißen lassen. Welche Partei auch siegt, werden die Gefallenen die Zahl der Feinde der Indianer vermindern. Der Krieg zwischen den Bleichgesichtern dauert bereits seit zehn Jahren mit derselben Erbitterung und Hartnäckigkeit fort. Bis jetzt sind die Comanchen neutral geblieben, warum wollen sie sich nun einmischen? Wie groß die Vortheile auch sein mögen, welche man ihnen bietet, können sie ihnen den Werth einer Neutralität nicht ersetzen, die das Volk gefährlicher und stärker in den Augen der Weißen wird erscheinen lassen. Ich habe gesprochen.“

„Ja, Ihr habt gut gesprochen, Ruhig,“ sagte Treuherz. „Die Meinung, welche Ihr geäußert habt, ist für die Comanchen die einzig richtige. Eine Einmischung würde von ihrer Seite eine unverzeihliche Thorheit, welche begangen zu haben die Sachem bald bereuen müßten.“

Der Schwarze Hirsch hatte die Worte des Canadiers aufmerksam angehört, sie schienen einen gewissen Eindruck auf ihn gemacht zu haben; ebenso aufmerksam hörte er Treuherz an, und als dieser schwieg, vertiefte sich der Häuptling in seine Gedanken und antwortete endlich:

„Die Worte meiner Brüder freuen mich, denn ich sehe daraus, daß ich die Lage richtig beurtheilt hatte, denn ich habe im Rathe dieselbe Meinung ausgesprochen, welche meine Brüder eben geäußert; ich danke meinen Brüdern, denn sie haben gesprochen wie kluge Männer.“

„Ich bin bereit, die Meinung, welche der weiße Jäger ausgesprochen hat, im Rathe zu unterstützen, denn es ist die einzige, für welche ich stimmen kann.“

„Das denke ich auch. Treuherz wird den Häuptling nach den Callis seines Volkes begleiten.“

„Ich beabsichtige morgen aufzubrechen, um dahin zurückzukehren. Wenn mein Bruder bis dahin warten will, gehen wir zusammen.“

„Ich werde warten.“

„Gut; morgen beim en-dit-ha werden wir gemeinschaftlich den Pfad der Rückkehr antreten.“

Der Rath war beendet, doch sann Ruhig vergeblich

darüber nach, wie es zuging, daß der Schwarze Hirsch, den er bei den Schlangen-Pawnee's verlassen, gegenwärtig ein einflußreicher Häuptling des Comanchen-Volkes war. Ebenso sehr wunderte er sich über das vertrauliche Verhältniß zwischen dem Häuptling und Treuherz. Da er nicht mit sich in's Klare kommen konnte, nahm er sich vor, bei der nächsten günstigen Gelegenheit den Schwarzen Hirsch zu bitten, ihm seine Erlebnisse seit der Zeit ihrer Trennung mitzutheilen.

Sobald Lanzi mit den Pferden zurückgekehrt war, setzten sich der Jäger und Carmela zum Frühstück nieder, welches der Singende Vogel mit vollendeter Anmuth auftrug.

Achtes Kapitel.

Die Rückkehr Quoniam's.

Die Mahlzeit war kurz; jeder der Tischgenossen war mit seinen eignen Gedanken beschäftigt und aß schnell und schweigend.

Obwohl Ruhig nicht wagte weder den Schwarzen Hirsch noch Treuherz auszufragen, brannte er doch vor Begierde zu erfahren, durch welche Verkettung seltsamer Umstände jene beiden Männer, welche von so entgegengesetzten Punkten ausgegangen, dahin gekommen waren, sich so eng mit einander zu verbinden.

Ebenso wenig konnte er begreifen, wie ein Mann von unverfälschter, weißer Abkunft der eine gewisse Bildung genossen zu haben schien, sich habe entschließen können dem Verkehre mit seines Gleichen zu entsagen, um sich, wie es Treuherz gethan, als ein Mitglied des Volkes unter die Comanchen aufnehmen zu lassen und dieselbe Lebensweise zu führen, wie sie.

Der Tigertödter kannte aber die Gebräuche der Prairie zu gut, um ein Gespräch anzufangen, was

seinen Gefährten mißfallen konnte und überdieß von seiner Seite eine Neugierde verrathen hätte, die eines alten Waldläufers unwürdig war. Er begnügte sich daher, sich den Kopf zu zerbrechen in der Hoffnung, daß ihm ein lichter Gedanke kommen würde, welcher ihn auf die Wahrheit führe, ohne daß er nöthig habe einen Gegenstand zu berühren, den zu ergründen er vor Begierde brannte.

Carmela hatte den Singenden Vogel sehr ins Herz geschlossen und gleich nach beendetem Frühstücke führte sie dieselbe in ihr Jakal, wo sie Beide um die Wette plauderten.

Der Tagesordnung gemäß, welche die Abenteurer unter sich verabredet hatten, nahmen Treuherz und Ruhig ihre Rifles, verließen das Lager und vertieften sich in entgegengesetzter Richtung in den Wald, um zu jagen.

Der Schwarze Hirsch und Lanzi blieben zurück, um die Frauen für den unwahrscheinlichen Fall eines Angriffes zu schützen.

Die beiden Männer streckten sich neben einander auf den Boden und schliefen und rauchten mit jener Trägheit und Sorglosigkeit welche diejenigen besitzen, die ihre Kräfte und Energie nicht nutzlos verschwenden wollen, weil sie derselben vielleicht im nächsten Augenblicke dringend bedürfen werden.

Mehrere Stunden verstrichen auf solche Weise, ohne daß die Stille des Lagers durch einen anderen Laut unterbrochen wurde, als das fröhliche Gelächter der

jungen Frauen, dessen melodischer Schall zu den Ohren der Männer drang und ihnen ein Lächeln entlockte.

Kurz vor Sonnenuntergang kehrten die Jäger zurück.

Es schien, als hätten sie sich das Wort gegeben, denn sie kehrten fast im nämlichen Augenblicke mit Wildpret schwer beladen zurück.

Treuherz hatte außerdem ein Pferd mit dem Lasso gefangen, welches er dem Schwarzen Hirsche anzubieten gedachte, welcher keines hatte.

Der Anblick des Pferdes verursachte den Jägern, einige Besorgniß und gab ihnen Stoff zu zahlreichen Vermuthungen.

Das Thier war keineswegs wild; es hatte Treuherz ziemlich geduldig nahen und sich von ihm fangen lassen, ohne zu versuchen sich, als es die Schlinge fühlte, durch Ausschlagen und Springen zu befreien.

Außerdem war es auf mexikanische Weise aufgezäumt, welcher Umstand die Besorgniß der neuen Besitzer vermehrte.

Ruhig schloß nach einiger Ueberlegung, daß die freien Schützen die Conducta de Plata angegriffen und das Thier, dessen Reiter wahrscheinlich getödtet wurde, sich während des Kampfes geflüchtet habe.

Wer war aber siegreich aus dem Kampfe hervorgegangen?

Das vermochte Niemand zu entscheiden.

Nach einer ziemlich langen Verhandlung wurde

endlich beschlossen, daß nach vollständig eingetretener Dunkelheit der Schwarze Hirsch auf Kundschaft ausgehen solle, während die im Lager Zurückbleibenden die größte Wachsamkeit aufbieten würden, um sich vor einem Ueberfalle sowohl der Grenzstreifer, als der mexikanischen Soldaten zu hüten, denn obwohl die Abenteurer beide Parteien kannten, fürchteten sie nicht mit Unrecht die Excesse, welche die Sieger im ersten Freudenrausche begehen könnten.

Jene Besorgniß, welche in Hinsicht auf die mexikanischen Soldaten vielleicht begründet war, fand auf die Leute, welche unter dem Befehle des Jaguar standen, keine Anwendung und lieferte nur den Beweis, daß man von denselben eine ebenso schlechte, als irrige Meinung hatte.

Die Sonne war im Begriffe hinter der immer düsterer erscheinenden Bergwand unterzugehen, die den Horizont begrenzt, als sich in geringer Entfernung rascher Hufschlag vernehmen ließ.

Die Jäger griffen nach ihren Waffen und postirten sich hinter gewaltige Baumstämme, die rings umherstanden, um auf alle Fälle zur Hand zu sein. In dem Augenblicke erklang der Ruf des Blauvogels zu zwei verschiedenen Malen.

„Nehmt Euren Platz am Feuer wieder ein,“ sagte Ruhig, „es ist ein Freund.“

In der That knisterte es bald darauf in den Aesten

der Büsche, welche sich plötzlich theilten und aus welchen Quoniam heraussstieg.

Nachdem der Neger die Anwesenden mit einem stummen Kopfnicken begrüßt, setzte er sich neben den Tigertödter hin.

„Nun, Gevatter," fragte dieser, „was giebt es Neues?"

„Vieles," antwortete er.

„Aha! Ihr seid wohl auf Kundschaft ausgegangen?"

„Ich habe gar nicht zu fragen gebraucht, ich brauchte nur zuzuhören, um in einer Stunde mehr Neuigkeiten zu erfahren, als ich sonst in einem Jahre aufgetrieben hätte."

„Oho!" entgegnete der Canadier, „eßt erst ein wenig, Gevatter; wenn Ihr Euren Hunger befriedigt habt, erzählt uns, was Ihr erfahren."

„Ich bin es zufrieden, und zwar um so mehr, als einige meiner Neuigkeiten für Euch besonders wichtig sind."

„Eßt also schnell, damit Ihr mir bald erzählen könnt."

Der Neger ließ sich nicht länger nöthigen, sondern sprach den Speisen wacker zu, welche Ruhig aufgehoben und Treuherz auf dem Rasen ausgebreitet hatte.

Die Jäger brannten vor Begierde, die Neuigkeiten zu erfahren, welche Quoniam mitbrachte. Nach den Wahrnehmungen, die sie seit einigen Tagen gemacht hatten, vermutheten sie, daß sie wichtig waren. So

groß aber ihre Neugierde auch war, gelang es ihnen, sie zu unterdrücken und ruhig zu warten, bis der Neger seine Mahlzeit beendet hatte.

Letzterer, welcher ahnte, was in den Herzen der Umstehenden vorging, stellte ihre Geduld auf keine allzuharte Probe. Er aß mit der sprüchwörtlichen Schnelligkeit eines Jägers und war im Nu fertig.

„Jetzt stehe ich zu Diensten," sagte er, indem er sich mit seinem Jagdhemde den Mund abwischte, „und bin bereit, alle Eure Fragen zu beantworten."

„Wir haben Euch keine Fragen vorzulegen, sondern erwarten von Euch, Gevatter, eine geordnete Erzählung Eurer Erlebnisse."

„Ja, das wird allerdings das Beste sein; meine Erzählung wird verständlicher und Ihr besser im Stande sein, die geeignetsten Schlüsse daraus zu ziehen."

„Sehr richtig bemerkt, Freund, wir hören."

„Ihr wißt, weshalb ich Euch verlassen habe," begann Quoniam.

„Ja, man hat es mir gesagt und ich bin vollkommen einverstanden."

„Desto besser, denn anfangs glaubte ich, es sei Unrecht, wenn ich gehe, ohne es Euch zu sagen und war daher schon im Begriffe, wieder umzukehren."

„Das wäre Unrecht gewesen."

„Ich bin jetzt auch davon überzeugt, und freue mich, weiter geritten zu sein. Die Entfernung von hier nach der Hacienda del Mezquite ist in gerader

Richtung nicht bedeutend und da mein Pferd gut ist, habe ich die Strecke in acht Stunden zurückgelegt."

„Das heiße ich gut zugeritten."

„Nicht wahr? Ich hatte aber Eile, wiederzukommen und wollte deshalb keine unnöthige Zeit auf den Weg verwenden. Als ich nach der Hacienda kam, fand ich Alles dort in der größten Bewegung Die Peonen und Vaqueros standen im Patio beisammen und schrieen und redeten Alle zu gleicher Zeit, während der Capataz, der Mayor-Domo und der Sennor Haciendero, selbst blaß und bestürzt umhergingen, Waffen austheilten, Barrikaden vor den Thüren errichten ließen, die Kanonen auf ihre Laffetten zu stellen befahlen, kurz alle Maßregeln trafen die auf einen nahe bevorstehenden Angriff schließen ließen. Anfangs war es unmöglich, mir Gehör zu verschaffen, Alles schrie durcheinander, die Männer fluchten, die Weiber weinten und die Kinder heulten, kurz das ganze Haus war so fassungslos, daß man hätte glauben sollen, in eine Irrenanstalt gerathen zu sein. Endlich brachte ich durch vieles Hin- und Herfragen von dem Einen zu dem Andern die Wahrheit heraus. Ich begriff nun die allgemeine Bestürzung, denn die Sache war allerdings der Mühe werth."

„Redet schnell, Freund," rief Treuherz mit schlechtverhehlter Ungeduld aus.

Quoniam hatte nie Anspruch darauf gemacht, ein Redner zu sein. Der von Natur sehr bescheidene Neger konnte sich im Gegentheile nur mit Mühe aussprechen.

Die unerwartete Unterbrechung des Jägers brachte ihn so aus der Fassung, daß er stockte und kein Wort hervorzubringen vermochte.

Ruhig, der seinen Kameraden lange genug kannte, beeilte sich, ihm zu Hülfe zu kommen.

„Laßt ihn auf seine eigne Weise erzählen," sagte er zu Treuherz, „sonst bringt er es nimmermehr zu Stande. Quoniam hat eine Art, sich auszusprechen, die ihm eigen ist; unterbricht man ihn, so verliert er den Faden der Erzählung, verwirrt sich und kann sich nicht wieder zurecht finden!"

„Das ist wahr," sagte der Neger, „ich weiß nicht wie es kommt, kann es aber nicht ändern. Sobald man mich unterbricht, ist es aus, meine Gedanken verwirren sich und ich kann mich nicht wieder zurecht finden."

„Das kommt nur von Eurer Bescheidenheit, mein Freund, weiter nichts."

„Glaubt Ihr?"

„Ich bin dessen gewiß; macht Euch daher weiter keine Sorge, sondern fahrt getrost fort, man wird Euch nicht wieder unterbrechen."

„Ich will gern fortfahren, weiß aber nicht mehr, wo ich geblieben bin."

„Bei den Erkundigungen, die Ihr eingezogen habt," sagte Ruhig, indem er Treuherz einen Blick zuwarf, welchen Jener verstand.

„Richtig, Ich erfuhr also Folgendes: Die Conducta de Plata, welche der Capitain Melendez escortirte, war

von den Grenzstreifern oder freien Schützen, wie man sie jetzt nennt, angefallen und nach einem erbitterten Kampfe alle Mexikaner getödtet worden."

„Alle!" rief Ruhig bestürzt aus.

„Alle!" entgegnete Quoniam. „Es ist nicht Einer davon gekommen, die Schlachterei soll furchtbar gewesen sein."

„Redet leiser, Freund," sagte der Jäger, indem er den Kopf nach dem Jakal wandte, „Carmela könnte uns hören."

Der Neger nickte beifällig.

„Aber," fuhr er in gedämpftem Tone fort, „der Sieg sollte den Grenzstreifern wenig nützen, indem die Mexikaner darauf bedacht gewesen, das Gold, welches sie bei sich führten, in einen Abgrund zu stürzen, aus welchem es unmöglich war, es wieder herauszuholen."

„Gut gespielt, bei Gott! Der Capitain Melendez ist ein wackerer Degen."

„War, wollt Ihr sagen," sagte Quoniam.

„Das ist wahr," bemerkte der Jäger traurig," fahrt fort, mein Freund."

„Der Sieg hat gezündet, wie ein Lauffeuer, ganz Texas steht unter den Waffen, in den Städten und Pueblos ist der Aufstand ausgebrochen und die Mexikaner werden gehetzt, wie wilde Thiere."

„Ist es wirklich so weit gekommen?"

„Viel weiter, als Ihr Euch träumen laßt. Der Jaguar steht jetzt an der Spitze einer vollständigen Armee, hat das Freiheitsbanner von Texas entfaltet und geschwo-

ren, die Waffen nicht eher weg zu legen, bis er sein Land befreit und den letzten Mexikaner vertrieben habe."

Die Zuhörer schwiegen eine Zeit lang betroffen still.

„Ist das Alles?" fragte Ruhig.

„Noch nicht," antwortete Quoniam.

„Habt Ihr uns noch mehr Hiobsposten zu hinterbringen?"

„Ihr sollt selbst urtheilen, Freund, wenn ich zu Ende bin."

„So redet denn um Gottes Willen."

„Ich habe also noch Folgendes erfahren:

„In der Ueberzeugung, daß es Euch angenehm sein würde, die wichtigen Nachrichten so bald wie möglich zu empfangen, beeilte ich mich, meine Geschäfte mit dem Capataz zu beenden, um desto eher zurückkehren zu können. Derselbe war ziemlich schwer aufzufinden, so viel hatte er zu thun. Als es mir endlich gelang, mit ihm zu sprechen, sagte er, statt mir das verlangte Geld auszuzahlen, daß es sich vorläufig nicht darum handele, sondern ich solle schleunigst zu Euch zurückkehren um Euch aufzufordern, nach der Hacienda zu kommen, weil Eure Gegenwart unter den obwaltenden Umständen unentbehrlich wäre."

„So?" sagte Ruhig, ohne näher auf die Sache einzugehen.

„Da ich sah," fuhr Quoniam fort, „daß von dem Capataz nichts weiter zu erlangen sei, verabschiedete ich mich bei ihm und stieg auf's Pferd, um mich zu ent-

fernen. Aber in dem Augenblicke, wo ich wegreiten wollte, erhob sich draußen ein großer Lärm und Alles eilte unter Freudengeschrei nach der Thür. Es scheint, als ob der General Don Jose Maria Rubio, welcher den Oberbefehl über das Land führt, die Stellung der Hacienda del Mezquite für einen wichtigen Vertheidigungspunkt ansieht."

„Die Hacienda beherrscht allerdings den Eingang des Thales," bemerkte Ruhig, „und sichert den Mexikanern, so lange sich dieselbe in ihrer Gewalt befindet, freien Einzug für ihre Truppen in das Innere des Staates."

„Ganz Recht, ich weiß nicht mehr, wie sie sich ausdrückten."

„Vielleicht strategische Stellung?"

„Richtig."

„Ja, die Hacienda ist zur Zeit der Eroberung erbaut und bildet eine wahre Festung; die starken, mit Zinnen versehenen Mauern derselben, sowie ihre Stellung auf einer Anhöhe, die von keiner Seite überragt wird und von der einen Seite die Bergpässe, von der anderen das Thal de los Almendrales beherrscht, erhebt sie zu einem äußerst wichtigen Punkte, der nur nach einer regelmäßigen Belagerung genommen werden kann."

„Das sagten sie dort Alle und wie es scheint ist es auch die Ansicht des Generals Rubio, denn das Eintreffen einer zahlreichen Truppe Soldaten unter der Führung eines Oberstlieutenants, der Befehl hatte, sich

in die Hacienda einzuschließen und sie bis auf's Aeußerste zu vertheidigen, war der Grund der ganzen Unruhe, die ich bemerkt hatte."

„Der Krieg ist also erklärt?"

„Vollständig."

„Und zwar der Bürgerkrieg," fuhr Ruhig traurig fort, „der schrecklichste und widerwärtigste von Allen; wo Väter gegen ihre Söhne, Brüder gegen ihre Brüder kämpfen, wo Freund und Feind dieselbe Sprache sprechen, demselben Stamme entsprossen sind und eben deshalb erbitterter auf einander scheinen und sich mit desto größerer Wuth bekriegen; der Bürgerkrieg ist die entsetzlichste Plage, die über ein Volk kommen kann! Gott gebe in seiner Barmherzigkeit, daß er nicht lange dauere. Da aber die göttliche Langmuth endlich erschöpft ist, wollen wir hoffen, daß Recht und Billigkeit siegt und die Bedrücker, welche alle unsre Leiden verursacht haben, aus einem Lande vertrieben werden, welches sie nur zu lange mit ihrer unwürdigen und schändlichen Nähe befleckt haben."

„Das gebe Gott!" antworteten die Anwesenden mit bewegter Stimme.

„Wie habt Ihr es denn angefangen, Quoniam, Euch nach der Ankunft der Soldaten aus der Hacienda zu entfernen?" fragte Ruhig.

„Ich sah bald ein, daß, wenn ich meine Zeit damit verliere, die Uniformen und das stattliche Aussehen der Soldaten zu bewundern, man, sobald die

Ordnung wieder hergestellt wäre, die Thüren schließen und lange Zeit keine Aussicht sein würde fortzukommen. Ich bin daher stillschweigend vom Pferde gestiegen, habe mein Thier beim Zügel gefaßt und mich so lange durchgedrängt, bis ich endlich draußen war. Dort bin ich aufgestiegen und eiligst davongesprengt. Das war mein Glück, denn fünf Minuten später waren alle Thüren geschlossen."

„Dann seid Ihr direct hierher gekommen?"

Quoniam lächelte schlau.

„Meint Ihr?"

„Ich vermuthe es wenigstens."

„Sehet, Gevatter, darin irrt Ihr; ich bin nicht direct hierher gekommen, obwohl es keineswegs an meinem guten Willen gelegen hat, das versichere ich."

„Was ist Euch denn begegnet?"

„Das sollt Ihr gleich erfahren, denn ich bin noch nicht zu Ende."

„So redet denn und faßt Euch kurz, wenn Ihr könnt."

„Ein Jeder thut, was in seinen Kräften steht, mehr kann Niemand verlangen."

„Das ist wahr, redet, wie Ihr wollt."

„Ich bin nie so herzhaft davon geritten," fuhr der Neger fort, „als da ich der Hacienda den Rücken kehrte; mein Pferd griff aus, daß es ein Vergnügen war und man hätte fast meinen sollen, daß das arme Thier meine Ungeduld begreife, so schnell lief es davon. Ich ritt ohngefähr vier Stunden ohne Unterbrechung

auf solche Weise weiter; dann hielt ich es für angemessen, mein Thier verschnaufen zu lassen, denn die Thiere sind in gewisser Beziehung wie die Menschen, sie brechen plötzlich zusammen, wenn man sie über die Kräfte anstrengt und so würde es mir auch ergangen sein wenn ich nicht die Vorsicht gebraucht hätte zu rechter Zeit Halt zu machen. Ich ließ mein Pferd also zwei Stunden rasten und nachdem ich es sorgfältig gestriegelt, setzte ich mich wieder auf. Meine Abenteuer waren aber noch nicht zu Ende: Kaum war ich höchstens eine Stunde lang weiter geritten, als ich mich plötzlich von einer zahlreichen, starkbewaffneten Reiterschaar umringt sah, die aus einer Schlucht hervorbrach und mich von allen Seiten umzingelte, ehe ich noch Zeit gefunden, sie recht zu sehen. Die Begegnung war mir nichts weniger, als angenehm und zwar um so mehr, als sie nicht besonders freundschaftlich gegen mich gesinnt zu sein schienen, und ich weiß kaum, wie ich mich aus der Verlegenheit gezogen haben würde, wenn sich es nicht plötzlich einer der Reiter hätte beikommen lassen, mich zu erkennen, obwohl ich mich nicht besinnen konnte, ihn je gesehen zu haben, und ausgerufen hätte: Was sehe ich? Es ist ja ein Freund; es ist Quoniam, der Gefährte Ruhig's! Ich gestehe, daß ich mich darüber freute, denn so muthig man immerhin sein mag, empfindet man in gewissen Lagen unwillkürlich einige Furcht und so erging es mir auch jetzt."

Die Jäger lächelten über die unumwundene Offenheit des Negers, hüteten sich aber ihn zu unterbrechen, denn sie ahnten, daß er an die interessanteste Stelle seiner langen, umständlichen Erzählung gekommen wäre.

„Die Männer änderten sofort ihr Benehmen gegen mich. So barsch sie sich erst gezeigt, so höflich und zuvorkommend wurden sie jetzt. Wir wollen ihn zum Anführer bringen, sagte Einer von ihnen. Die Uebrigen stimmten bei und ich ließ mir es gefallen, weil es Wahnsinn gewesen sein würde, mich zu widersetzen. Ich folgte geduldig dem Manne, der mich zu seinem Anführer bringen wollte, obwohl ich innerlich das Wespennest verwünschte, in welches ich gerathen war. Glücklicher Weise brauchten wir nicht weit zu reiten. Könnt Ihr Euch denken, Ruhig, wer jener Anführer war, zu welchem man mich brachte?“

„Der Jaguar,“ antwortete der Jäger.

„Ihr habt es wahrhaftig errathen,“ sagte der Neger verwundert, „nun, ich für meinen Theil kann versichern, daß ich keine Ahnung davon hatte und sehr überrascht war, ihn zu sehen. Ich muß ihm übrigens die Gerechtigkeit widerfahren lassen, zu bekennen, daß er mich sehr gut aufnahm. Er legte mir mancherlei Fragen vor, welche ich so gut ich konnte, beantwortete, er wollte wissen, woher ich käme, was man in der Hacienda thue, wohin ich gehe und was weiß ich Alles. Kurz, er unterhielt sich beinahe eine Stunde mit mir, worauf er wahrscheinlich mit der erhaltenen Auskunft

zufrieden, mich ruhig weiter ziehen ließ und selbst ein Gleiches that. Wie mir schien, wollte er geraden Weges nach der Hacienda del Mezquite gehen."

„Gedenkt er vielleicht, sie zu belagern?"

„Das ist, wie ich glaube, seine Absicht, obwohl er aber ungefähr zwölfhundert entschlossene Räuber bei sich hat, glaube ich doch, daß sowohl er, wie seine Gefährten keine hinreichend scharfen Krallen haben, um so feste Mauern zu zerstören."

„Das steht bei Gott, mein Freund; seid Ihr zu Ende?"

„Bald."

„Weiter also."

„Ehe mich der Jaguar entließ, erkundigte er sich sehr theilnehmend nach Euch und Donna Carmela; hierauf schrieb er einige Worte auf ein Stück Papier, welches er mir übergab und mir anempfahl, es Euch, sobald ich zurück wäre, auszuhändigen."

„Alle Wetter!" rief Ruhig heftig aus, „und Ihr entledigt Euch des Auftrages erst jetzt!"

„Ich mußte Euch doch erst berichten, was mir begegnet war. Es ist übrigens nichts verloren, denn hier ist der Zettel."

Bei diesen Worten zog Quoniam ein Papier aus der Tasche und reichte es Ruhig, der es ihm fast aus den Händen riß.

Der Neger war fest überzeugt, seine Sache vollkommen gut gemacht zu haben und konnte sich die

Ungeduld des Jägers nicht erklären. Nachdem er ihn eine Zeit lang verwundert angesehen, zuckte er leicht die Achseln, stopfte seine Pfeife und fing an zu rauchen, ohne sich weiter um das zu kümmern, was um ihn her vorging.

Der Jäger entfaltete rasch das Papier und drehte es dann verlegen in den Händen hin und her, indem er zuweilen einen Seitenblick auf Treuherz warf, der ein brennendes Stück Holz aus dem Feuer gezogen und damit geleuchtet hatte, weil die Dunkelheit vollständig hereingebrochen war.

Das dauerte eine Weile, bis endlich Treuherz den Grund der Verlegenheit des Jägers errieth und sich entschloß, ihn anzureden.

„Nun," fragte er lächelnd, „was schreibt denn der Jaguar?"

„Hm!" brummte der Jäger.

„Vielleicht ist es so schlecht geschrieben," fuhr Jener fort, „daß Ihr die Krakelfüße nicht lesen könnt. Wenn Ihr mir erlaubt, will ich es versuchen."

Der Canadier blickte ihn an, die Miene des jungen Mannes war ruhig und verrieth keineswegs die Absicht, den Jäger zu verspotten. Letzterer schüttelte wiederholt den Kopf, fing dann herzlich an zu lachen und sagte, indem er Treuherz den Brief übergab:

„Zum Teufel mit der falschen Scham! Warum sollte ich es nicht gestehen, daß ich nicht lesen kann! Ein Mann, dessen Leben in der Wildniß verflossen ist,

braucht sich nicht zu scheuen, eine Unwissenheit zu bekennen, die nichts Beschämendes für ihn hat. Les't, les't, mein Junge und laßt hören, was unser zweifelhafter Freund von uns will."

Bei diesen Worten nahm er dem jungen Manne das brennende Holz aus der Hand.

Treuherz warf einen raschen Blick auf das Papier.

„Der Brief ist kurz," sagte er, „aber bedeutsam."

„So, so!"

„Hört selbst."

Hierauf las er:

„Der Jaguar hat sein Wort gehalten, von allen Mexikanern, welche die Conducta begleiteten, ist ein Einziger lebend, frei und ohne Wunden: der Capitain Don Juan Melendez de Gongora. Werden die Freunde des Jaguar jetzt eine bessere Meinung von ihm haben?"

„Ist das Alles?" fragte Ruhig.

„Ja."

„Nun," rief der Jäger aus, „man mag von de[illegible] Jaguar sagen, was man will, so bleibt er bei Go[illegible] ein wackrer Mensch."

„Nicht wahr, mein Vater?" flüsterte eine sanf[illegible] Stimme in sein Ohr.

Ruhig erbebte bei diesen Worten und drehte si[illegible] rasch um.

Carmela stand ruhig und lächelnd neben ihm.

Neuntes Kapitel.

Die Gastfreundschaft.

Wir haben bereits gesagt, daß die Nacht vollständig hereingebrochen war, unter den Bäumen herrschte das tiefste Dunkel.

Am düsteren Himmel jagten schwere Wolken vorüber; kein Stern blitzte herunter, der Herbstwind pfiff heulend durch die Bäume und bei jedem Windstoße bedeckte sich die Erde mit dürren Blättern.

In der Ferne ließen sich die dumpfen, unheimlichen Laute der Raubthiere vernehmen, die zur Tränke gingen und die Coyoten, deren glühende Augen wie feurige Kohlen aus dem Gebüsche blitzten, erhoben ihr heiseres Gebell.

Zuweilen leuchteten in den Tiefen des Waldes Lichter auf, die wie Irrlichter über das feine Gras der Moräste schwebten. Große, abgestorbene Sumachbäume erhoben sich an den Enden der Lichtung, wo das Lager aufgeschlagen war und glichen mit dem herabhängenden Moose und den beweglichen Ranken der Lianen Ge-

spenstern, welche beim phantastischen Scheine des Feuers ihre Leichentücher bewegten. Aus den unsichtbaren Höhlen, die sich unter den Wurzeln der alten Bäume befanden, drangen seltsame Laute und von den Höhen der Quebradas wehten erstickte Seufzer herab; kurz Alles verkündete das Leben einer unbekannten Welt, deren Nähe die Seele mit heimlichen Schauern erfüllte.

Die Natur hatte ein trauriges, drohendes Aussehen, als ob sie eine jener furchtbaren Erschütterungen vorbereite, welche in jenen Gegenden so häufig sind.

Die Bangigkeit der Luft übte ihren Einfluß auch auf die Jäger. Es giebt im Leben düstere Stunden, wo theils die äußere Umgebung, theils eine innere, unerklärliche Stimmung der Seele die stärksten Männer mit einer seltsamen Traurigkeit erfüllt, die in der Luft zu liegen scheint und sie drückt, ohne daß sie sich derselben erwehren könnten. Die Nachrichten, welche Quoniam mitgebracht hatte, erhöhten noch die schwermüthige Stimmung der Jäger; das Gespräch am Feuer, was gewöhnlich so heiter und sorglos war, wurde in Folge dessen schleppend und traurig. Ein jeder überließ sich der Fluth düsterer Gedanken, die ihm das Herz beschwerte und die wenigen Worte, welche die Jäger in langen Zwischenräumen mit einander austauschten, blieben häufig ohne Antwort.

Nur Carmela war munter wie ein Vögelchen und saß, um sich zu wärmen, denn die Luft war empfindlich kühl, mit dem singenden Vogel heiter plaudernd, am

Feuer, ohne die besorgten Blicke zu bemerken, welche ihr der Canadier verstohlen zuwarf.

In dem Augenblicke, wo sich Lanzi und Quoniam anschickten, einzuschlafen, knisterte es leise im Gebüsch.

Die Jäger wurden dadurch plötzlich aus ihrer Träumerei gerissen und blickten hastig auf.

Die Pferde hörten auf zu fressen, wandten den Kopf nach dem Dickicht, legten die Ohren zurück und schienen zu lauschen.

In der Wildniß hat jedes Geräusch einen Grund und die Waldläufer, welche daran gewöhnt sind, die Laute der Prairie zu beobachten, kennen und deuten sie, ohne sich je zu irren. Dem merkwürdigen Scharfblicke jener Männer, deren Sinne zu einer wunderbaren Entwickelung gelangt sind, entgeht weder das Schwanken des Astes, auf welchem sich der Vogel niederläßt, noch das Fallen eines abgestorbenen Blattes, noch das Rieseln des Wassers über die Kiesel des Ufers.

„Es schleicht Jemand in der Nähe herum,“ flüsterte Treuherz mit kaum vernehmbarer Stimme.

„Wahrscheinlich ein Spion,“ antwortete Lanzi.

„Spion oder nicht, jedenfalls ist es ein Weißer,“ sagte Ruhig, indem er den Arm ausstreckte, um nach dem neben ihm liegenden Rifle zu greifen.

„Halt! mein Vater,“ sagte Carmela rasch, indem sie ihn beim Arme festhielt, vielleicht ist es ein armer Unglücklicher, der sich im Walde verirrt hat und unserer Hülfe bedarf.“

„Das ist übrigens auch möglich,“ entgegnete Ruhig nach einigem Bedenken, „das wollen wir bald ergründen.“

„Was willst Du thun?“ rief das junge Mädchen erschrocken aus, als sie sah, daß er aufstand.

„Dem Manne entgegen gehen und ihn fragen, was er will; weiter nichts.“

„Sieh Dich vor, Vater!“

„Warum, mein Kind?“

„Wenn der Mann nun einer jener Banditen wäre, die in der Wildniß umherschweifen?“

„Nun?“

„Er würde Dich vielleicht tödten.“

Der Canadier zuckte die Achseln.

„Mich tödten, Töchterchen, was fällt Dir ein! Beruhige Dich, Kind, wer auch der Mann sein mag, soll er mich nur sehen, wenn ich es für angemessen erachte; laß mich daher ruhig gehen.“

Das junge Mädchen versuchte wiederholt, ihn zurückzuhalten, der Canadier wollte sich aber nicht zureden lassen. Er befreite sich sanft aus den besorgten Händen Carmela's, griff nach seinem Rifle und verschwand mit so leichtem, wohlberechnetem Schritte im Dickicht, daß er das Gras nicht zu berühren, sondern auf einer Wolke zu schweben schien.

Sobald der Jäger in der Mitte des Gebüsches stand, aus welchem der unheilvolle Laut gedrungen war, verdoppelte er seine Vorsicht, weil er nicht wissen

konnte, wie viele Gegner er vor sich habe. Nach kurzem Bedenken streckte er sich auf den Boden und fing an, sich geräuschlos durch das Gras zu winden.

Wir kehren jetzt zu dem Mönche zurück, welchen wir in der Gesellschaft des Blauen Fuchses auf dem Wege nach dem Lager verlassen haben.

Nachdem der Apachen-Häuptling demselben die Weisungen ertheilt hatte, die er für geeignet hielt, ihm eine heilsame Furcht einzuflößen und ihn zu zwingen, seinen Plänen zu dienen, verließ er ihn, und zwar so plötzlich, daß der Mönch nicht begreifen konnte, wo er geblieben sei.

Sobald sich Fray Antonio allein sah, warf er einen furchtsamen Blick um sich; er befand sich in großer Verlegenheit, denn er verhehlte sich nicht, wie schwierig und kitzlich der Auftrag sei, den ihm der Häuptling ertheilt hatte, besonders einem so schlauen und mit indianischer Hinterlist vertrautem Manne gegenüber, wie der Tigertödter war.

Dee Mönch verwünschte abermals sein Mißgeschick, das ihn in solche Verlegenheit brachte und sich darin zu gefallen schien, alle möglichen Prüfungen und Unfälle auf sein Haupt zu häufen.

Anfangs wollte er flüchten, aber bald überlegte er, daß man ihn wahrscheinlich genau beobachte und die unsichtbaren Wächter, die ihn umgaben, bei der geringsten verdächtigen Bewegung sofort erscheinen und ihn zwingen würden, das Abenteuer bis zu Ende zu bestehen.

Der Mönch gehörte zu seinem Glücke zu der Zahl jener bevorzugten Menschen, welchen schwere Sorgen, so zu sagen, nichts anhaben können und die, nachdem sie eine Weile gejammert, sich plötzlich fassen, indem sie zu sich selbst sagen, daß der Augenblick gekommen sei, der Gefahr entgegenzutreten und vielleicht ein günstiger Zufall sie aus der Verlegenheit ziehen und statt sie niederzuschlagen, den Dingen eine günstigere Gestalt geben werde.

So unlogisch eine solche Voraussetzung auch ist, sind mehr Leute dafür eingenommen, als man denkt, die erst zu sich selbst sagen: Wenn wir so weit sind, werden wir ja weiter sehen, und von diesem schönen Trostgrunde ermuthigt, gehen sie getrost darauf los. Seltsamer Weise gelingt es ihnen größtentheils, sich aus der Klemme zu ziehen, ohne zu viel Haare zu lassen und ohne daß sie selbst begreifen können, wie sie es angefangen haben, so gut davon zu kommen.

Der Mönch trat also entschlossen in den Wald und ließ sich von dem Scheine des Feuers wie von einem Leuchtfeuer leiten.

Eine Zeit lang schritt er sehr schnell vorwärts; je näher er aber kam, um so stärker empfand er die frühere Angst, denn er gedachte der Züchtigung, welche ihm der Capitain Melendez hatte angedeihen lassen und war dieses Mal auf etwas Schlimmeres gefaßt.

Er hatte sich indessen dem Lager so weit genähert, daß ihm sein Zaudern nichts mehr half. Er stieg vom

Pferde, in der Absicht, sich noch eine kleine Frist zu gönnen und band sein Thier sehr saumselig an einem Baume fest. Da es ihm hierauf an einem ferneren triftigen Vorwande fehlte, um sich länger aufzuhalten, entschloß er sich, mit der größten Behutsamkeit vorzudringen, um nicht vor der Zeit gesehen zu werden und eine Kugel in die Brust zu bekommen, ehe er Zeit gefunden, sich mit Denjenigen zu verständigen, welche er zu so ungelegener Zeit besuchte.

Zu seinem Unglücke war aber Fray Antonio sehr beleibt; er bewegte sich schwerfällig und wie ein Mann, der gewöhnt ist in den Straßen einer Stadt umherzuwandeln. Da überdieß die Nacht so finster war, daß er nicht zwei Schritt vor sich sehen konnte, strauchelte er bei jedem Schritte und stieß gegen jedes Hinderniß, das in seinem Wege stand.

Auf solche Weise konnte er nicht lange vordringen, ohne die Aufmerksamkeit Derjenigen zu erwecken, die er zu überraschen gedachte und deren geübtes, stets wachsames Ohr das ungewöhnliche Geräusch sofort vernommen hatte, was ihm selbst entgangen war.

Fray Antonio war von der vorsichtigen Weise, wie er sich fortbewegte, sehr entzückt und wünschte sich innerlich Glück, daß es ihm so gut gelungen sei, unbemerkt zu bleiben, wodurch er sich neu ermuthigt fühlte, als er plötzlich einen erstickten Schreckensschrei ausstieß und wie festgewurzelt stehen blieb.

Er hatte eine schwere Hand auf seine Schulter sinken fühlen.

Der Mönch zitterte an allen Gliedern und wagte sich weder rechts noch links umzusehen, indem er innerlich fest überzeugt war, daß sein letztes Stündlein geschlagen habe.

„Heda! Sennor Padre, was treibt Ihr denn zu dieser Stunde hier im Walde?“ fragte eine barsche Stimme.

Fray Antonio hütete sich zu antworten, der Schrecken hatte ihn taub und blind gemacht.

„Seid Ihr stumm?“ fuhr die Stimme nach einer Weile milder fort. „Nun, kommt nur mit! Es thut nicht gut, so spät in der Wildniß umherzuschweifen.“

Der Mönch antwortete nicht.

„Hole Euch der Teufel!“ rief Jener aus, „ich glaube wahrhaftig, Ihr habet vor Schrecken den Verstand verloren. Auf, rührt Euch, Canarios!“

Bei diesen Worten schüttelte er ihn heftig.

„Was?“ sagte der Mönch, der anfing sich eines Besseren zu besinnen.

„Sehet, Ihr macht Fortschritte, und da Ihr reden könnt, werdet Ihr wohl auch nicht todt sein,“ fuhr Ruhig munter fort, denn er war es, der dem Mönche einen so argen Schrecken verursacht hatte. „Auf, folgt mir, Ihr werdet durchfroren sein. Wir wollen uns nicht länger hier aufhalten, kommt und wärmt Euch.“

Hierauf zog er den Arm des Mönches durch den

seinigen und schleppte ihn mit sich fort; Letzterer gehorchte fast willenlos und ohne recht zu begreifen, was ihm widerfuhr, fing aber bereits an, neuen Muth zu schöpfen.

Nach wenigen Minuten erreichten sie die Lichtung.

„Sieh da!" rief Carmela verwundert aus, „Fray Antonio! Durch welchen Zufall kommt er hierher, da er doch mit der Conducta de Plata fortgezogen war?"

Bei diesen Worten horchte der Jäger auf, beobachtete dann den Mönch scharf und zwang ihn, sich an's Feuer zu setzen.

„Hoffentlich wird uns der würdige Padre erklären, was ihm zugestoßen ist," sagte er.

Es hat indessen Alles in der Welt ein Ziel und der Mönch schien seit einiger Zeit dazu auserseher zu sein, mit der größten Schnelligkeit und fast ohne Uebergang von dem tiefsten Entsetzen zur größten Gemüthsruhe überzuspringen. Nachdem er sich ein wenig gewärmt hatte, verschwand die Verwirrung, welche ihm die plötzliche Begegnung mit dem Jäger verursacht, unter dem Einflusse des herzlichen Empfanges, den man ihm bereitete, und die Stimme Carmela's, die angenehm an sein Ohr traf, stellte allmählich das Gleichgewicht in seinen Gedanken vollkommen her und verjagte die bangen Ahnungen, die ihn quälten.

„Fühlt Ihr Euch wohler, mein Vater?" fragte Carmela theilnehmend.

„Ja," sagte er, „ich danke Euch, ich fühle mich jetzt ganz wohl."

„Desto besser. Wollt Ihr essen? Tragt Ihr nach irgend Etwas Verlangen?“

„Ich danke für Alles, ich habe keinen Hunger.“

Vielleicht habt Ihr Durst, Fray Antonio? In dem Falle ist hier eine Bota de Resino,“ sagte Lanzi, indem er ihm einen Schlauch brachte, der mit dem stärkenden Getränke über die Hälfte gefüllt war.

Der Mönch ließ sich so lange nöthigen, als erforderlich schien, um nicht den Anschein zu haben, jenem Getränke zu stark ergeben zu sein. Dann ließ er sich überreden, erfaßte die Bota und that einen kräftigen Zug daraus.

Diese Stärkung gab ihm seine Fassung und seine Geistesgegenwart vollständig zurück.

„So,“ sagte er, indem er dem Diener die Bota zurückgab und einen Seufzer der Befriedigung ausstieß, „Gott behüte mich! Jetzt kann der Teufel in Person kommen, so werde ich im Stande sein, ihm die Spitze zu bieten.“

„Aha!“ sagte Ruhig. „Wie es scheint, würdiger Vater, seid Ihr jetzt wieder vollständig im Besitze Eurer geistigen Kräfte.“

„Ja, und ich bin bereit, es Euch zu beweisen, sobald Ihr wollt.“

„Ihr sprecht mir selbst Muth ein, ich wagte noch nicht, Euch auszufragen, da es sich aber so verhält, zaudere ich nicht länger.“

„Was wünscht Ihr zu wissen?“

„Etwas sehr Einfaches: wie es kommt, daß ein Mönch zu dieser Stunde ganz allein in der Wildniß ist."

„Bah!" sagte Fray Antonio munter, „wer sagt Euch denn, daß ich allein bin?"

„Niemand, ich vermuthe es aber."

„Stellt keine Vermuthungen auf, Bruder, denn Ihr werdet Euch irren."

„So!"

„Ja, es ist, wie ich die Ehre habe, Euch zu sagen."

„Wie ich Euch aber traf, waret Ihr allein."

„Allerdings."

„Nun?"

„Die Uebrigen waren zurückgeblieben."

„Welche Uebrigen?"

„Die mich begleiten."

„So; und wer sind sie denn?"

„Das ist es eben! . . . Bah!" fügte er nach einer Weile wie mit sich selbst redend hinzu, „man sprengt die ungünstigsten Gerüchte über mich aus und klagt mich einer Menge böser Thaten an; wenn ich versuchte, etwas Gutes zu thun, so wäre es einmal etwas Anderes. Wer weiß, ob ich nicht früher oder später dafür belohnt werde. Ich will es immerhin versuchen."

Ruhig und seine Gefährten lauschten dem seltsamen Selbstgespräche des Mönches mit großer Verwunderung; sie wußten nicht, was sie von dem Manne denken sollten und waren nicht abgeneigt, ihn für verrückt zu halten.

Letzterer bemerkte den Eindruck, welchen er auf seine Zuhörer machte.

„Hört," sagte er in ernstem Tone und mit leicht gerunzelten Brauen, „denkt von mir was Ihr wollt, das gilt mir völlig gleich; ich will mir aber nicht vorwerfen lassen, daß ich die herzliche Gastfreundschaft von Menschen meiner Farbe durch schändlichen Verrath erwiedert habe."

„Was wollt Ihr damit sagen?" rief Ruhig aus.

„Hört mich an! Ich habe das Wort Verrath vielleicht mit Unrecht ausgesprochen, denn ich habe keinen Beweis dafür; indessen schließe ich aus mancherlei Gründen, daß es nichts Geringeres war, wozu man mich gegen Euch verleiten wollte."

„Erklärt Euch um's Himmels Willen näher; Ihr sprecht in Räthseln, es ist unmöglich, Euch zu verstehen."

„Ihr habt Recht, ich werde deutlicher reden, welcher von Euch, Sennores, heißt Ruhig?"

„Das bin ich."

„Gut. In Folge gewisser Umstände, deren umständlichere Erzählung Euch nicht interessiren würde, bin ich unglücklicher Weise in die Hände der Apachen gerathen."

„Der Apachen?" fragte Ruhig verwundert.

„Allerdings," fuhr der Mönch fort, „und ich versichere Euch, daß ich keineswegs ruhig war, als ich es bemerkte; doch hatte ich mich mit Unrecht gefürchtet. Weit entfernt, eine jener Martern für mich auszusinnen,

welche sie den Weißen, die unglücklich genug sind, ihre Gefangenen zu werden, unbarmherzig auferlegen, behandelten sie mich im Gegentheile mit der größten Sanftmuth."

Ruhig warf einen forschenden Blick auf das gleichmüthige Gesicht des Mönches.

„Aber in welcher Absicht?" fragte er in mißtrauischem Tone.

„Ja," fuhr Fray Antonio fort, „das habe ich allerdings auch nicht ergründen können, obwohl ich anfange, es zu ahnen."

Die Anwesenden rückten voll Ungeduld und Neugierde dem Erzähler näher.

„Heute Abend hat mich der Häuptling der Rothhäute bis auf eine geringe Entfernung vom Lager selbst begleitet," fuhr Jener fort. „Als man Euer Feuer sehen konnte, deutete er auf dasselbe und sagte zu mir: Geh, setze Dich an jenes Feuer und sage dem großen, bleichen Jäger, daß ihn einer seiner ältesten und liebsten Freunde zu sprechen wünsche. Nachdem er die heftigsten Drohungen gegen mich ausgestoßen, wenn ich ihm nicht sofort gehorchte, hat er sich entfernt. Das Uebrige wißt Ihr."

Ruhig und seine Gefährten blickten sich verwundert an, doch ohne ein Wort zu reden.

Es entstand eine ziemlich lange Pause, bis endlich Ruhig laut aussprach, was Jeder im Stillen dachte.

„Das ist eine Falle," sagte er.

„Ja," entgegnete Treuherz, „aber in welcher Absicht?"

„Was weiß ich?“ murmelte der Canadier.

„Ihr sagtet vorhin, Padre Antonio,“ sagte der junge Mann zu dem Mönche gewendet, „daß Ihr den Grund des seltsamen Benehmens ahntet, das die Apachen gegen Euch beobachtet haben.“

„Das habe ich allerdings gesagt,“ antwortete er.

„Theilt uns Eure Vermuthung mit.“

„Die grobe Falle, in welche Euch die Heiden locken wollen, hat mich selbst darauf gebracht; es scheint mir außer allem Zweifel zu sein, daß der Apachen-Häuptling hofft, wenn Ihr auf die vorgeschlagene Zusammenkunft eingehen solltet, Eure Abwesenheit benutzen zu können, um sich der Donna Carmela zu bemächtigen.“

„Meiner?“ rief das junge Mädchen, welche über die unerwartete Eröffnung ebenso entsetzt, als verwundert war, mit einer Geberde des Schreckens aus.

„Die Rothhäute lieben die weißen Frauen sehr,“ entgegnete der Mönch gleichmüthig; „ihre meisten Streifzüge auf unser Gebiet haben keinen anderen Zweck, als weiße Gefangene zu erbeuten.“

„Ach!“ rief Carmela fest entschlossen aus, „ich möchte lieber sterben, als die Sklavin einer jener erbarmungslosen Teufel werden.“

Ruhig schüttelte traurig den Kopf.

„Die Vermuthung des Mönches kommt mir wahrscheinlich vor,“ sagte er.

„Und zwar um so mehr,“ bestätigte Fray Antonio, „als die Apachen, deren Gefangener ich war, die-

selben sind, welche die Venta del Potrero überfallen haben."

„Oho!" bemerkte Lanzi, „den Anführer derselben kenne ich und weiß seinen Namen, es ist einer der unversöhnlichsten Feinde der Weißen. Es ist sehr schade, daß es mir nicht gelungen ist, ihn unter die Trümmer der Venta zu begraben. Gott ist mein Zeuge, daß es meine ernstliche Absicht war."

„Wie heißt der Mann?" fragte der Jäger barsch, denn das Geschwätz des Dieners machte ihn ungeduldig.

„Der Blaue Fuchs!" sagte Lanzi.

„So," sagte Ruhig spöttisch und runzelte drohend die Stirn, „den Blauen Fuchs kenne ich allerdings seit einer Reihe von Jahren, und Ihr, Häuptling?" fügte er, zu dem Schwarzen Hirsch gewendet, hinzu.

Der Name des Apachen-Sachem machte auf den Pawnee so großen Eindruck, daß der Canadier erschrak.

Die Indianer bewahren unter allen Umständen eine gleichmüthige Miene und setzen ihren Ehrgeiz darein, sie unter keiner Bedingung abzulegen, aber nur der Name des Blauen Fuchses hatte genügt, um die geheuchelte Gleichgültigkeit zu erschüttern und den Schwarzen Hirsch die Vorschriften der indianischen Eiquette vergessen zu machen.

„Der Blaue Fuchs ist ein Hund, der Sohn eines Coyoten," sagte er und spie verächtlich auf die Erde aus; „die Gipaaten würden es verschmähen, seinen alten Leichnam zu zerreißen."

„Die beiden Männer müssen Todfeinde sein," murmelte der Jäger, indem er einen verstohlenen Blick auf das vor Zorn geröthete Gesicht und die blitzenden Augen des indianischen Häuptlings warf.

„Mein Bruder will den Blauen Fuchs tödten?" fragte der Pawnee.

„Das ist wahrscheinlich," antwortete Ruhig, „erst wollen wir aber sehen, ob wir dem Meister Spitzbuben, der uns für einfältig genug hält, uns mit so groben Schlingen fangen zu können, einen Streich zu spielen vermögen. Seid ehrlich, Mönch, habt Ihr wahr geredet?"

„Bei meiner Ehre!"

„Eine andere Bürgschaft wäre mir lieber," bemerkte der Canadier leise und spöttisch. „Kann man Euch trauen?"

„Ja."

„Seid Ihr aufrichtig entschlossen, zum Guten zurückzukehren?"

„Stellt mich auf die Probe."

„Das denke ich allerdings zu thun, bedenkt Euch aber, ehe Ihr antwortet. Seid Ihr aufrichtig gesonnen, uns zu dienen?"

„Es ist in der That meine Absicht."

„Auf jeden Fall?"

„Auf jeden Fall, und welches auch die Folgen dessen sein mögen, was Ihr verlangt."

„Gut. Ich sage Euch im Voraus, daß Ihr in ernste Gefahr kommen werdet.“

„Ich habe Euch gesagt, daß mein Entschluß gefaßt wäre, redet also ungescheut.“

„Höret mich an.“

„Das thue ich, Ihr braucht nicht zu fürchten, daß ich schwanken, oder meine Worte widerrufen werde, faßt Euch also kurz.“

„Ich werde mich bemühen.“

Zehntes Kapitel.

Die Hacienda del Mezquite.

Die Erzählung Quoniam's war in jeder Hinsicht wahr, doch wußte der Neger von gewissen Ereignissen nichts, die wir um so mehr jetzt für Pflicht halten, dem Leser mitzutheilen, als sie mit dem Gange unserer Erzählung eng verbunden und zum Verständniß derselben unerläßlich nothwendig sind.

Wir kehren also zu der Hacienda del Mezquite zurück.

Vor allen Dingen aber wollen wir die Bedeutung des Wortes Hacienda erklären, was wir bereits im Laufe gegenwärtiger Erzählung mehrmals gebraucht haben und dessen sich vor uns andere Schriftsteller bedienten, ohne den Sinn desselben zu verstehen.

In Sonora, Texas und den spanischen Colonien im Allgemeinen, wo das Land demjenigen gehört, der es anbauen will, stößt man in weiten Entfernungen auf ausgedehnte Feldcomplexe, die ohngefähr die Größe eines unserer Departements haben und im Lande wie fast unsichtbare Punkte umher verstreut liegen.

Jene Aecker heißen Hacienda's, was wir ungenau mit Landgut übersetzen, welches Wort keineswegs bezeichnend ist.

Gleich nach der Eroberung des Landes beeilten sich Cortez, Pizarro, Almagro und andere Führer der Abenteurer ihre Genossen zu belohnen, indem sie das Land der Besiegten unter sie vertheilten. Sie befolgten dadurch wahrscheinlich, ohne es zu ahnen, das Beispiel, welches ihnen mehrere Jahrhunderte zuvor die Führer der Barbaren nach dem Sturze des römischen Reiches gegeben hatten.

Die Eroberer waren nicht zahlreich, die Theile an Länderein fielen daher sehr groß aus und die zerlumpten Helden, die in ihrem Vaterlande kaum ein Strohdach besaßen ihr Haupt niederzulegen, befanden sich plötzlich an der Spitze ungeheurer Güter, die sie sofort ausbeuteten und ohne Bedauern das Schwert mit dem Grabscheite vertauschten oder vielmehr die Indianer, welche sie zu Sklaven gemacht hatten, zwangen, das Land, was sie ihnen geraubt hatten, für sie anzubauen.

Die erste Sorge der neuen Besitzer des Bodens war, Wohnungen an solchen Punkten zu errichten, die sich leicht vertheidigen ließen. Sie versahen dieselben mit hohen, starken und mit Zinnen bekränzten Mauern, wodurch sie zu wahren Festungen wurden, in welchen sie einem etwaigen Aufstande ihrer Sklaven leicht begegnen konnten.

Die Einwohner waren ebenso wie das Land vertheilt worden, jeder spanische Soldat erhielt deren eine große Menge mit seinem Lande, es fehlte daher nicht an Armen, die Steine kosteten nichts und man erbaute daher jene Wohnungen in einem großartigen Maßstabe und so fest, daß jene Hacienda's selbst jetzt nach mehreren Jahrhunderten die Bewunderung der Reisenden erwecken.

Nur Sklaven, die keinen Maßstab für die Zeit haben und deren einzige Hoffnung der Tod ist, sind im Stande, dergleichen Riesenbaue zu beginnen und zu beenden, deren düstere Mauern, welche sich hie und da wie stumme, rührende Denkmäler erheben, uns gegenwärtig unbegreiflich erscheinen.

Gegenwärtig betreibt man in den Hacienda's außer dem Ackerbaue, der während der unaufhörlichen Ueberfälle der Indios=Bravos neuerdings stark in Verfall gerathen ist, die Vieh= und Pferdezucht in einem großartigen Maßstabe.

Alle jene Landhäuser zählen daher eine große Menge Angestellter aller Art, Peonen, Vaquero's u. s. w. und gleichen dadurch fast einer kleinen Stadt.

Die Besitzer jener Grundstücke gehören daher der vornehmsten, reichsten und gebildetsten Klasse der Gesellschaft an. Die Mehrzahl derselben zieht es vor in den Städten des Binnenlandes zu leben und besucht ihre Hacienda's, deren Verwaltung sie Major=Domo's übergeben, welche gewitzigte Leute und überdieß eine

Art halb wilder Centauren sind, deren Leben auf dem Pferde und unter fortwährendem Hin- und Herreiten von einem Ende der Besitzung zum anderen verstreicht, nur selten.

Die Hacienda del Mezquite, welche in geringer Entfernung des Gebirges erbaut war, dessen Pässe sie beherrschte, war in strategischer Beziehung für beide Parteien, die sich gegenwärtig um den Besitz von Texas stritten, von großer Wichtigkeit.

Die Anführer der Insurgenten sahen es ebenso gut ein, wie die mexikanischen Generale.

Nach der vollständigen Vernichtung der Truppen des Capitain Melendez beeilte sich der General Rubio, eine starke Besatzung in die Hacienda zu werfen. Als ein alter Soldat aus dem Befreiungskriege war er an die beharrlichen Kämpfe eines Volkes gewöhnt, das nach Unabhängigkeit strebt. Unter dem Aufruhre ahnte er die Revolution, als er sah, daß jene Insurgenten, die seit zehn Jahren fortwährend geschlagen worden, aus ihrem Grabe stets neu zu erstehen schienen, um in größerer Anzahl und mit wachsender Erbitterung ihre Brust den unbarmherzigen Kugeln ihrer Bedrücker Preis zu geben.

Er wußte, daß die Einwohner nur auf die Verkündigung eines, wenn auch zweifelhaften Sieges warteten, um sich einmüthig zu erheben und gemeinschaftliche Sache mit den kecken Parteigängern zu machen, die ihre Feinde mit der Bezeichnung Grenzstreifer brand-

markten, welche aber in der That nur die verlornen Söhne der Revolution und die begeisterten Apostel einer edlen und heiligen Sache waren.

Weit entfernt, dem Capitain Melendez Vorwürfe zu machen, von welchen er wußte, daß er sie nicht verdient habe, bedauerte und tröstete ihn der General.

„Ihr müßt Wiedervergeltung üben, Oberst," sagte er zu ihm, denn der junge Officier hatte von dem Präsidenten der Republik jenen längst verdienten Grad erhalten, „denn Eure neuen Epauletten haben noch keinen Pulverdampf gesehen. Ich will Euch Gelegenheit geben, ihnen eine feurige Taufe angedeihen zu lassen."

„Ihr kommt meinen Wünschen zuvor, General," antwortete der junge Officier, „indem Ihr mir einen gefährlichen Auftrag gebt, durch dessen Gelingen ich Aussicht habe, die Schmach meiner Niederlage zu sühnen."

„Es ist keine Schmach," antwortete der General gütig, „auf solche Weise besiegt zu werden, wie es Euch begegnet ist. Der Krieg ist ein Spiel wie jedes andere und das Glück ist häufig dem Schwächsten hold. Wir wollen uns durch einen unbedeutenden Unfall nicht entmuthigen lassen, sondern uns im Gegentheil bemühen, jenen Kampfhähnen, die in ihrem eitlen Siegesrausche meinen uns durch ihre Waffen geschreckt und vernichtet zu haben, den Kamm abzuschneiden."

„Seid versichert, General, daß ich Euch darin mit allen meinen Kräften unterstützen werde; welchen Posten

Ihr mir auch anweist, will ich mich lieber auf demselben tödten lassen, als mich ergeben."

„Ein Officier, lieber Freund, muß den Ungestüm bekämpfen, der einem Soldaten so wohl ansteht, der aber bei einem Anführer, der für das Leben seiner Leute einzustehen hat, ein großer Fehler ist. Vergeßt nicht, daß Ihr jetzt der Kopf seid, und nicht der Arm."

„Ich werde so vorsichtig sein, General, als es sich mit der Rücksicht auf meine Ehre verträgt."

„Das genügt, Oberst, mehr verlange ich nicht."

Don Juan verneigte sich, ohne zu antworten.

„Sagt einmal," fuhr der General nach einer Weile fort, „jene Parteigänger haben wohl fähige Männer an ihrer Spitze?"

„Sehr fähige, General, welche nicht nur mit den Scharmützelgefechten vertraut, sondern von einer Tapferkeit und Entschlossenheit sind, die über jedes Lob erhaben ist."

„Desto besser; dann bedecken wir uns mit um so größerem Ruhme, wenn wir sie besiegen; unglücklicher Weise führen sie den Krieg wie echte Wilde und hauen die Soldaten, die in ihre Hände fallen, unbarmherzig nieder. Euer eignes Erlebniß liefert einen Beweis dafür."

„Darin irrt Ihr, General. Wer die Männer auch sein mögen, und welcher Sache sie auch dienen, ist es meine Pflicht, Euch über sie aufzuklären, denn man hat sie schändlich verleumdet. Der Kampf hat sich erst auf meine wiederholte Weigerung entsponnen und der Führer

jener Leute wollte mir noch in dem Augenblicke das Leben schenken, wo ich mich mit ihm in den gähnenden Abgrund stürzte. Als ich ihr Gefangener war, haben sie mir meinen Säbel zurückgegeben, mich mit einem Pferde versehen und von einem Führer bis auf Schußweite von Euren Vorposten begleiten lassen. So handeln grausame Leute nicht."

„Gewiß nicht, und ich freue mich zu sehen, daß Ihr unseren Feinden Gerechtigkeit widerfahren laßt."

„Ich bekräftige nur die Wahrheit."

„Ja, und zwar eine Wahrheit, die unerfreulich genug für uns ist. Die Leute müssen glauben, ihrer Sache sehr sicher zu sein, wenn sie also handeln und jene Milde, die sie ausgeübt haben, wird eine Menge Anhänger in ihre Reihen locken."

„Das fürchte ich auch."

„Gleichviel, jetzt ist der Augenblick gekommen, wo wir kräftig auftreten müssen; denn wenn wir uns nicht vorsehen, werden sich selbst die Steine des Landes, deren Herren wir gegenwärtig noch sind, gegen uns erheben, um uns zu vertreiben und der Boden wird unter unseren Füßen dermaßen glühen, daß wir gezwungen sind, vor den ungeordneten Schaaren der schlechtbewaffneten Guasos, die uns wie eine Schaar Mosquitos quälen und verfolgen werden, zu flüchten."

„Ich erwarte Eure Befehle, General."

„Fühlt Ihr Euch kräftig genug, um wieder auf's Pferd zu steigen?"

„Vollkommen.“

„Gut, ich habe dreihundert Mann Fußvolk und Cavallerie unter die Waffen berufen. Die Infanteristen sollen hinten aufsteigen, um den Marsch nicht zu verzögern, der rasch von Statten gehen muß. Es gilt die Hacienda del Mezquite vor den Insurgenten zu erreichen und eine feste Stellung dort anzunehmen.“

„Das soll geschehen.“

„Ich rechne darauf. Zwei Berghaubitzen sollen die Abtheilung begleiten. Sie werden genügen, denn wenn ich recht unterrichtet bin, besitzt die Hacienda deren selbst sechs in gutem Zustande. Da Euch aber die Munition ausgehen könnte, werdet Ihr Euch mit einem Vorrathe, der vierzehn Tage ausreicht, versehen. Die Hacienda muß um jeden Preis vierzehn Tage allen Angriffen des Feindes widerstehen.“

„Sie soll sich halten, das schwöre ich Euch, General.“

„Ich verlasse mich in der Hinsicht auf Euch.“

Der General trat hierauf an den Eingang des Zeltes, schlug die Vorhänge zurück und sagte:

„Ruft die zum Abmarsche beorderten Officiere herbei.“

Fünf Minuten später erschienen dieselben, es waren deren neun, nämlich: Zwei Capitains der Reiterei, zwei der Infanterie, zwei Lieutenants und zwei Alferez, oder Unterlieutenants nebst einem Capitain, einem Lieutenant und einem Alferez der Artillerie.

Der General blickte die Officiere, die ernst und unbeweglich vor ihm standen, forschend an.

„Caballero's!" sagte er endlich, „ich habe Euch mit Bedacht unter den übrigen Officieren der Armee gewählt, weil ich weiß, daß Ihr tapfer und erfahren seid. Ihr sollt unter dem Befehle des Obersten Don Juan Melendez de Gongora einen wichtigen Auftrag übernehmen, welchen ich anderen, deren Hingebung für das Vaterland ich weniger kenne, nicht würde anvertraut haben. Jener Auftrag ist gefährlich und ich hoffe, daß Ihr Euch als beherzte Männer benehmen und mit Ruhm bedeckt wiederkehren werdet."

Die Officiere verneigten sich dankend.

„Vergeßt nicht," fuhr der General fort, daß Ihr Euren Leuten in Hinsicht auf Mannszucht und Subordination mit gutem Beispiele vorangehen müßt. Gehorcht dem Obersten wie mir selbst in Allem, was er Euch im Interesse des Dienstes und zur Förderung des Unternehmens befiehlt."

„Wir können uns keinen besseren Anführer wünschen, als den Ew. Gnaden zu unserm Commandanten ausersehen haben, General," antwortete einer der Capitaine. „Unter seiner Führung hoffen wir, Wunder zu thun."

Der General lächelte freundlich.

„Ich rechne auf Eure Tapferkeit und Euren Eifer. Jetzt geschwind in den Sattel, in zehn Minuten müßt Ihr das Lager verlassen haben."

Die Officiere grüßten und gingen. Don Juan machte Miene, ihnen zu folgen.

„Halt, Oberst," sagte der General, „ich habe Euch eine letzte Mahnung zu ertheilen."

Der junge Mann trat näher.

„Schließt Euch in der Stellung sorgfältig ein," fuhr der General fort. „Werdet Ihr umringt, so versucht keine Ausfälle, welche häufig das Leben der Besatzung gefährden, ohne wesentlichen Nutzen zu stiften. Begnügt Euch, die Angriffe kräftig zurückzuschlagen, wobei Ihr Sorge tragt, das Blut Eurer Soldaten zu schonen und die Munition nicht nutzlos zu verschwenden. Sobald meine letzten Maßregeln ergriffen sind, komme ich Euch selbst zu Hülfe, bis dahin müßt Ihr Euch aber unbedingt halten."

„Ich habe Euch schon gesagt, General, daß ich ausharren will."

„Ich weiß es. Jetzt auf's Pferd, mein Freund, und Glück auf den Weg!"

„Ich danke, General."

Der Oberst grüßte und entfernte sich, um sich ungesäumt an die Spitze der kleinen Truppe zu stellen, die sich in einiger Entfernung aufgestellt hatte und nur auf ihn wartete, um aufzubrechen.

Der General stellte sich an den Eingang des Zeltes, um dem Abmarsche beizuwohnen.

Don Juan schwang sich in den Sattel, zog seinen

Säbel, wandte sich dann zu der unbeweglich dastehenden Truppe und commandirte:

„Vorwärts, Marsch!“

Die Reihen setzten sich sofort in Bewegung und der Zug begann sich wie eine schwarze, unheimliche Schlange durch das Dunkel fortzuschleichen.

Der General blieb an der Schwelle seines Zeltes, so lange sich der geringste Laut vernehmen ließ und als endlich das letzte Säbelgeklirr in der Nacht verklungen war, ließ er den Vorhang hinunter, trat gedankenvoll ein und murmelte mit leiser, trauriger Stimme:

„Ich schicke sie in den Tod, denn Gott selbst ist mit unseren Feinden!“

Nachdem er hierauf wiederholt den Kopf geschüttelt, ließ sich der alte Freiheitskämpfer muthlos auf einem Equipal nieder, barg das Gesicht in den Händen und vertiefte sich in ernste Gedanken.

Die Truppe setzte unterdessen ihren Marsch schnell fort. Die mexikanischen Truppen führen ihre Bewegungen, Dank der Gewohnheit, die Infanterie hinten aufsitzen zu lassen, mit einer an's Wunderbare grenzenden Schnelligkeit aus, was ihnen um so leichter wird, als die amerikanischen Pferde sehr gut rennen und lange Strecken zurückzulegen vermögen, ohne sich zu schaden.

Die Amerikaner des Südens sind im Allgemeinen sehr hart gegen ihre Pferde, auf welche sie keinerlei Rücksicht nehmen. Im Inneren des Landes bringt ein Pferd, wie weit es auch gelaufen sein mag, die Nacht

nie anders, als unter freiem Himmel zu. An jedem Morgen erhält es sein Futter für den ganzen Tag und muß häufig vierzehn bis sechszehn Stunden laufen, ohne zu rasten oder zu saufen. Am Abende zäumt man es ab und überläßt es ihm, sich seine Nahrung selbst zu suchen. An der indianischen Grenze, wo man vor den Rothhäuten stets auf seiner Hut sein muß, welche große Pferdeliebhaber sind und eine bedeutende Geschicklichkeit im Stehlen derselben entwickeln, trifft man für die Nacht einige Vorsichtsmaßregeln. Man pflöckt die Pferde im Inneren des Lagers aus, läßt sie die Ranken der Erbsen und die junge Keime der Bäume abweiden und mißt ihnen mit großer Sparsamkeit etliche Maaß Maiskörner zu.

Trotzdem die Pferde so vernachlässigt werden, sind dieselben, wir wiederholen es, schön, kräftig, sehr lenksam und vorzügliche Renner.

Der Oberst Melendez kam zeitig in Sicht der Hacienda. Seine Truppe hatte sich die ganze Nacht im Eilmarsche fortbewegt.

Der erfahrene Führer der Mexikaner warf einen raschen Blick auf die Umgebung. Die Ebene war vollkommen öde.

Die Hacienda del Mezquite erhob sich wie ein Adlernest auf der Spitze einer Anhöhe, deren ziemlich schroffe Abhänge man nicht geebnet hatte, indem man die Steilheit derselben für den Fall eines Angriffes für ein neues Vertheidigungsmittel hielt.

Dicke von der Zeit geschwärzte Mauern, aus deren Winkeln die drohenden Mündungen zweier Kanonen zwischen den Zinnen der Plattform heruntergähnten, gaben dem alten Hause das vollständige Ansehen einer Festung.

Die Mexikaner beschleunigten ihren ohnehin sehr raschen Schritt, um die Hacienda zu erreichen, ehe die Thore geöffnet und die Ganado ausgetrieben wurde.

Der Anblick jener prachtvollen Ebene war bei Sonnenaufgang wahrhaft ergreifend. Die Hacienda, deren Zinnen und hohe Mauern noch vom Nebel umhüllt waren, die düsteren Wälder, die in der Ferne grünten und fast unmerklich aufsteigend die Ausläufer der Sierra bedeckten, das silberne Band eines schmalen Baches, der sich in vielfachen Biegungen durch die Ebene wand und dessen Gewässer in den warmen Strahlen der Sonne erglänzten, die Gruppen der Mezquiten und Sumachbäume und der peruanischen Palmen, die sich hie und da aus dem hohen Grase erhoben und die Einförmigkeit der Ebene angenehm unterbrachen und das fröhliche Lied der Vögel, die unter dem Laube verborgen, das Erwachen des Tages jubelnd begrüßten, kurz Alles schien in jenem Augenblicke Frieden, Glück und Freude zu athmen.

Die Mexikaner erreichten die Hacienda, deren Thore nicht eher geöffnet wurden, bis sich die Einwohner genau überzeugt hatten, daß die neuen Ankömmlinge wirklich Freunde seien.

Die Bewohner der Hacienda hatten bereits die Nachricht der allgemeinen Schilderhebung, welche der Angriff auf die Conducta de Plata veranlaßt hatte, gehört. Der Major-Domo, der in Abwesenheit des Don Felipe de Valreal, des Besitzers der Hacienda, das Haus regierte, war sehr auf seiner Hut.

Der Major-Domo, Namens Felix Paz, war ein Mann von höchstens fünfundvierzig Jahren, dessen hohe, ebenmäßige Gestalt viel Kraft verrieth; seine Züge waren scharf geschnitten, seine Augen feurig, er war mit einem Worte das wahre Muster eines Ginete und ein echter Hombre de a caballo, was eine unerläßliche Bedingung ist, um die schweren Pflichten seines Berufes zu erfüllen.

Der Major-Domo empfing die mexikanische Truppe selbst am Eingange der Hacienda. Nachdem er dem Obersten Glück gewünscht, theilte er ihm mit, daß er, sobald er von dem allgemeinen Aufstande erfahren habe, sämmtliche Viehheerden im Inneren der Gebäude untergebracht, die Beamten der Hacienda bewaffnet und die Kanonen in Stand zu setzen und auf der Plattform aufzufahren befohlen habe.

Der Oberst lobte ihn wegen seiner Umsicht, brachte seine Soldaten in den Gebäuden unter, welche für die Peonen und Vaqueros bestimmt waren, ließ alle Thüren militairisch bewachen und ging in Begleitung des Major-Domo, um die Festung einer strengen Musterung zu unterwerfen.

Don Juan Melendez welcher die Nachlässigkeit

und Trägheit seiner Landsleute gut kannte, war darauf gefaßt, die Hacienda in einem sehr schlechten Zustande zu finden, er fand sich aber in seiner Erwartung getäuscht; der umfangreiche Bau, der an der Grenze der Wildniß lag und gewissermaßen die Scheidelinie zwischen der Civilisation und Barbarei bildete, war den unerwarteten Ueberfällen der Rothhäute und der Räuber aller Art, deren es an der Grenze in Unzahl giebt, zu sehr ausgesetzt, als daß nicht der Besitzer derselben Alles hätte aufbieten sollen, sie in gutem Vertheidigungszustande zu erhalten.

Der Oberst fand nur wenig zu erinnern, und lobte die vom Major-Domo getroffenen Maßregeln; er begnügte sich mehrere Baumgruppen umschlagen zu lassen, welche der Hacienda ziemlich nahe standen, und entweder feindlichen Schützen eine sichere Stellung bieten, oder die Richtung der Kanonen hindern konnten.

Vor jedem Zugange vor der Festung errichtete man auf seinen Befehl Barrikaden von ineinander gefügten Pfählen, und mit Hülfe sämmtlicher arbeitsfähiger Männer wurde rings um die Mauern ein tiefer, breiter Graben gegraben, dessen Erde, nach der Seite der Hacienda ausgeworfen, eine Schutzwehr bildete, hinter welche man die geschicktesten Schützen aufstellte, welche die Besatzung aufzuweisen hatte. Die beiden Feldhaubitzen, welche der Oberst bei sich führte, wurden nicht ausgespannt, um sie überall hinbringen zu können, wo es Noth that.

Hierauf pflanzte man die mexikanische Fahne stolz auf der Höhe der Hacienda auf.

Die Besatzung bestand mit Inbegriff der Diener der Hacienda, welchen Don Felix hatte Waffen reichen lassen, aus ohngefähr vierhundert Mann, was hinreichte, um besonders bei einer so günstigen Stellung einen Handstreich zurückzuschlagen. Es fehlte weder an Lebensmitteln noch an Munition; die Mexikaner waren vom besten Geiste beseelt, kurz, der Oberst war überzeugt, sich vierzehn Tage, ja noch länger, wenn es Noth thäte, gegen zahlreichere und besser eingeübte Truppen halten zu können, als diejenigen wahrscheinlich waren, über welche die Insurgenten verfügen konnten.

Die Befestigungsarbeiten wurden so eifrig betrieben, daß dieselben vierundzwanzig Stunden nach der Ankunft des Obersten in der Hacienda beendet waren.

Die Kundschafter, die nach allen Richtungen ausgeschickt waren, kehrten größtentheils zurück ohne Nachrichten von dem Feinde zu bringen, dessen Bewegungen so geschickt maskirt waren, daß er nach dem Treffen mit der Conducta spurlos verschwunden war, als ob ihn die Erde verschlungen hätte.

Der Mangel an allen Nachrichten war weit entfernt, den Obersten zu beruhigen, sondern vermehrte im Gegentheil seine Besorgniß. Die unnatürliche Ruhe, die Oede und Verlassenheit der Gegend erschien ihm drohender, als wenn er den Feind hätte anrücken sehen, dessen Reihen er, wenn auch unsichtbar, vermöge einer

inneren Ahnung den Posten immer enger einschließen sah, den er beauftragt war, zu vertheidigen.

Am zweiten Tage nach dem Einzuge der Mexikaner in der Hacienda lehnten der Oberst Melendez und der Major-Domo Felix Paz an einer der Zinnen der Plattform und blickten, während die Sonne eben hinter einer goldnen Dunstwolke unterging und die Nacht nicht mehr fern war, über die weite Landschaft, die sich zu ihren Füßen ausbreitete, und unterhielten sich dabei.

Don Juan Melendez hatte bald die Tüchtigkeit und Zuverlässigkeit des Major-Domo erkannt. Die beiden Männer verstanden sich gegenseitig und hatten sich vertraulich genähert.

„Wieder ist ein Tag vergangen,“ sagte der Oberst, „ohne daß es uns möglich gewesen wäre, die Bewegungen der Insurgenten zu ergründen! Kommt Euch das nicht seltsam vor, Don Felix?“

Der Major-Domo stieß eine Dampfwolke aus Mund und Nase, nahm die Mais-Cigarrette zwischen den Daumen und den Zeigefinger, entfernte die Asche mit dem Nagel des kleinen Fingers und sagte, ohne sich umzusehen, sondern mit starr auf den Himmel gehefteten Blicken:

„Sehr seltsam.“

„Ihr seid ein außerordentlicher Mensch! Nichts bringt Euch aus der Fassung,“ entgegnete Don Juan unmuthig. „Sind alle unsere Kundschafter zurückgekehrt?“

„Alle.“

„Und ohne Nachrichten?“

„Ohne Nachrichten.“

„Eure Ruhe könnte wahrhaftig einen Engel um die Geduld bringen. Was betrachtet Ihr denn so starr am Himmel? Meint Ihr etwa dort die Auskunft zu erlangen, deren wir bedürfen?“

„Vielleicht,“ antwortete der Major-Domo ernst. Hierauf streckte er die Hand in nordöstlicher Richtung aus und sagte:

„Sehet!“

„Was?“ sagte der Oberst, indem er nach der angedeuteten Richtung blickte.

„Sehet Ihr nichts?“

„Nein, wahrhaftig.“

„Nicht einmal jene Schaar Reiher und rothe Flamingo's, die in weiten Kreisen umher schwärmen und deren durchdringendes Geschrei Ihr hören könnt?“

„Die Vögel sehe ich allerdings; in welcher Beziehung stehen sie aber . . . ?“

„Oberst,“ fiel ihm der Major-Domo rasch in's Wort, indem er sich hoch aufrichtete, „haltet Euch zur Vertheidigung bereit, der Feind kommt.“

„Wie, der Feind kommt! Ihr seid von Sinnen, Don Felix! Sehet Ihr denn beim letzten Scheine des Tages nicht, daß die Ebene vollständig öde ist?“

„Oberst, ehe ich Major-Domo der Hacienda del Mezquite wurde, bin ich fünfzehn Jahre lang Waldläufer gewesen; die Wildniß ist für mich ein Buch,

dessen Schrift ich deutlich lese. Beobachtet den u
gleichen Flug jener Vögel, sehet ferner, welche bedeuten
Schaaren sich zu den Ersten gesellen. Die Vögel si
aus ihren Schlupfwinkeln vertrieben, irren rathlos umh
und flüchten vor einem Feinde, den Ihr bald erblic
werdet. Jener Feind ist die Armee der Insurgent
deren Reihen uns vielleicht eine Feuersbrunst verki
den wird."

„Rayo de dios! Sennor Don Felix," rief pl
lich der Oberst aus, „Ihr hattet Recht, sehet!"

Ein rother Schein, der mit jedem Augenbl
größer wurde, zeigte sich plötzlich am äußersten Ra
des Horizontes.

„Nun, hat uns der Flug der Vögel getäusch
fragte der Major-Domo.

„Verzeiht, mein Freund, meine leicht begreifl
Unwissenheit, jetzt sehe ich aber, daß kein Augenblick
verlieren ist."

Sie eilten Beide hinunter.

Einige Minuten später besetzten die Vertheid
der Hacienda die Zinnen der Mauern und stellten
hinter der äußeren Schutzwehr auf.

Die Armee der Insurgenten entwickelte jetzt
kommen sichtbar ihre dichten Reihen in der Ebene.

Ende des ersten Bandes.

Schnellpressendruck von Ernst Stürke (C. Schumann) in Schneeber